


**M**  
MOEWIG

**TERRA** UTOPISCHE ROMANE  
*Science Fiction*

Nr. 81

**SONDERBAND**

H. W. MOMMERS  
ERNST VLCEK

A detailed illustration of a man with a distressed expression, his hand covering his mouth as if in shock or fear. He is positioned in front of a blue control panel with several circular gauges. A long, winding strip of film with sprocket holes loops around him, extending from the bottom left towards the top right. The background is dark blue.

# Das Problem Epsilon

und andere Stories

Die Menschen und das All! - Fünf Stationen  
auf dem Wege in die ferne Zukunft!

**1.- DM**

Osterreich S. 7.  
Schweiz Fr. 1.20  
Italien Lire 200

Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 81

---

H. W. MOMMERS und ERNST VLCEK

# Das Problem Epsilon und andere Stories



---

MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

# Gewidmet WALTER ERNSTING

## Inhaltsverzeichnis

Finale für Mr. Synclisist

Arenenspiel

Der zeitgeteilte Mann

Monster

Das Problem Epsilon

Ein deutscher Erstdruck

---

Der Moewig-Verlag in München ist Mitglied der Selbstkontrolle deutscher Romanheft-Verlage  
TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türken-Straße  
24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis  
je Band 1,- DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. –  
Printed in Germany 1964. – Scan by Brrazo 05/2008 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 9  
gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung In Österreich verantwortlich: Farago & Co.  
Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und  
nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

## Finale für Mr. Synclisst

Wütend darüber, daß ihn die Reporter eine halbe Stunde aufgehalten und mit dummen Fragen belästigt hatten, stürzte er aus der *Bank* und lief quer über das Flugfeld. Im Nu hatte er die fünf schwarzen Helikopter erreicht, die ihn bereits erwarteten.

Noch immer verärgert, rückte er die Krempe seines Hutes zurecht und sprang durch die hastig geöffnete Tür ins Innere einer Maschine.

„Orkland – wie immer!“

Der Pilot schaltete, und Winston Synclisst machte nachträglich seiner Ungehaltenheit Luft, indem er eigenhändig die Tür zuwarf. Wie um die Sinnlosigkeit seiner impulsiven Handlung zu demonstrieren, gab im gleichen Augenblick die Automatik ein metallenes Klicken von sich – als Zeichen dafür, daß sie alle noch nicht geschlossenen Bordfenster, Luken und Außenventile gesichert hatte.

Dann schoß der Helikopter mit einem Satz in die Höhe und flitzte über die Landedächer von Maine Base City.

Winston Synclisst saß gespannt hinter dem Piloten. Er hatte aus der Brusttasche ein kleines Kästchen hervorgeholt, dem er nun einen Plastiksprüher entnahm. Er tupfte sich den Schweiß von Stirn und Mund. Dann ergriff er den Sprüher und ließ den Plastikstrahl mit einer schnellen Bewegung über seine Augenbrauen, Wangen und Kinn gleiten. Er prüfte sein Aussehen in dem kleinen Spiegel am Deckel des Kästchens. Ein dünnes Lächeln huschte über seine Lippen. Dann schnippte er zwei Augenfilter heraus,

schob sie unter die Lider, klappte das Kästchen zu und ließ es wieder verschwinden.

Schon etwas gelöst glitt er zurück in den Konturensessel. Sein Blick wanderte zum Piloten und fixierte den Rückspiegel.

Sofort hatte er die vier anderen Maschinen dicht hinter seiner eigenen entdeckt. Befriedigt nickte er.

Er würde kein Risiko mehr eingehen. Jetzt – wo er seinen letzten Gegenspieler ausgeschaltet hatte. Nur noch eine Runde, dachte er, dann würde er die Großen Spiele in seiner Hand halten.

Einen Augenblick Stille. Dann ein Summen.

„Rufen Sie die Eskorte“, befahl er, leicht nach vorne gebeugt.

„Kopter GC-14/0 ...“

Der Pilot hob das Mikrofon.

„Hier Winney, bitte kommen.“

„Eskorte. Noel am Steuer. Wir folgen wie üblich.“

Der Pilot neigte den Kopf zur Seite, mit einer Hand das Mikrofon bedeckend, und fragte unterwürfig: „Haben Sie irgendwelche Anordnungen, Mister ...?“

Winston Synclissts Blick ließ ihn verstummen. Nur ganz leicht öffneten sich seine Lippen.

„Verschärfte Aufmerksamkeit, sonst nichts.“

Man konnte nie wissen. Zur Zeit der Spiele war alles möglich. Was noch vor wenigen Monaten verboten war, konnte jetzt erlaubt sein – oder gar striktes *Gebot*. Gesetze waren wandelbar. Das 41. Jahrhundert war erfüllt vom flexiblen Geist seiner Zeitgenossen. Die Umwelt hatte nach der Periode des Strahlenden Schreckens eine derart um-

wälzende Veränderung erfahren, daß alteingebürgerte Moral ein äußerst dehnbarer Begriff wurde. Was sich schickte und was nicht, bestimmten Wirtschaft und Handel – und natürlich Politik. Philosophen und Psychologen taten zwar das ihre kund, stießen jedoch auf einen unüberwindbaren Widerstand: Aggression. Diesen zu beseitigen lag nicht in ihrer Macht. Denn die Menschen dieser Epoche hielten nicht viel von Predigern.

Nur die Gesetze, die sie sich selbst aufstellten, galten. Und natürlich die Spielregeln.

Der Pilot schien zu zögern. Doch als er das Mikrofon nach hinten reichen wollte, winkte Winston entschieden ab.

Winney gab den Befehl persönlich durch und schaltete auf Alleinflug.

Keiner sprach ein Wort. Winston Synclisst sah unbewegt aus den Sichtscheiben, die von außen her tot waren. Somit konnte man von innen unerkant die Umgebung beobachten. Sie, die Blindscheiben, wie sie genannt wurden, waren ebenso wie die äußere Hülle des Kopters gegen einen eventuellen Angriff durch Waffen mittleren Kalibers gesichert. Rechnete man mit einer Gefahr, so konnte diese nur innerhalb des Flugapparates bestehen.

Es dauerte nicht lange, und die fünf Maschinen schwenkten nach links, auf die Hauptluftstraße zu. Synclisst zog eine Zigarette aus der Tasche und setzte sie in Brand. Langsam blies er den Rauch gegen die Scheiben, hinter denen sich nun immer mehr Luftmaschinen zu tummeln begannen. Aufmerksam hielt er nach einer verdächtigen Bewegung in seiner nächsten Umgebung Ausschau.

Minuten vergingen, bis er sich zufrieden zurücklehnte.

Nur noch sein unbewegter Blick auf den Rückspiegel zeigte, daß er nicht zu den Menschen gehörte, die ein Risiko einzugehen gewillt waren.

Der Verkehr wurde immer dichter, je tiefer sie in die Hauptluftstraße des ersten Ringbezirkes von Maine Base City eindrangten. Aber die vier schwarzen Helikopter wichen keinen Fußbreit.

In der Kabine war es still.

Winston konnte sich des ungunstigen Gefühls nicht ganz erwehren, daß dies die Ruhe vor dem Sturm war. So gelöst, wie er sich gab, war er nicht. Sein Verstand arbeitete mechanisch das Konzept für seine weiteren unmittelbaren Handlungen aus, indem er Faktor für Faktor erwog, einstuft und in den einzelnen Elementen sondierte. Wie ein Elektronengehirn. Nur war das seine menschlich – und damit Irrtümern unterworfen.

Und gerade diese mußte er ausschalten. Langsam rieb Synclisst die Fingerspitzen seiner Hände gegeneinander. In einer seltsamen Geste der inneren Vorahnung kommenden Unheils drehten sich seine Daumen im Kreise. Unbewußt, erst Minuten später, fiel sein Blick hinab.

Schnell ließ er seine Hände in den Taschen der Kombination verschwinden.

Der Pilot hatte sich ebenfalls zurückgelehnt, hielt jedoch noch immer den Steuerknüppel, um bei Gefahr selbst übernehmen zu können. Er schien unbesorgt. Als wüßte er ganz genau, daß er sich auf seinen Protektor verlassen konnte.

Soweit war alles in Ordnung. Die vier Helikopter folgten ihnen unbeirrt. Nichts deutete auf eine Gefahr hin.

Nichts – bis auf das sanfte, aber hartnäckige Aufleuchten

einer kleinen, roten Lampe am Armaturenbrett. Kein Grund zur Besorgnis. Jemand wünschte sie per Funk zu sprechen.

Winston Synclisst nickte.

„Gehen Sie auf Empfang, Winney. Sollten es Reporter sein, so sagen Sie ihnen, sie mögen sich zum Teufel scheeren!“

Der Pilot betätigte das Gerät.

Ein ohrenbetäubendes Knattern brach wie eine Sturmflut aus dem Empfänger. Dann war plötzlich Stille. Eine Sekunde lang.

Synclisst schnellte nach vorne, gerade in dem Augenblick, als eine erregte Stimme durch den Lautsprecher kam:

„Hier Ford. Hallo, hier Ford! Gefahr, Winston, Gefahr ... eine Kontaktbombe! Hier spricht Ford. Hören Sie mich, Winston? – Verfluchte Störung ...“

Abermals das Knattern; dann war das Gerät verstummt.

Sekundenlang verharrten beide Männer atemlos und lauschten.

Da! Ein sanftes, einschläferndes Ticken. Es wurde langsam stärker –

„Die Eskorte!“ brüllte Synclisst, wobei er sich jäh umdrehte und mit einer einzigen kreisenden Bewegung zur Koptertür schwang.

Dem Piloten brach der Schweiß aus, als er an den Kontrollen hantierte.

Hinter ihnen schwenkten vier schwarze Maschinen aus dem Verband der Verkehrsteilnehmer, fielen wie Steine herab, fingen sich und schossen mit sirrenden Rotoren vorwärts.

Mit einem hastigen Griff schaltete Winston Synclisst die Automatik aus, um die gesicherte Tür öffnen zu können. Verächtlich warf er einen letzten Blick auf den Piloten, der zitternd die Maschine durch den Verkehr geleitete. Dann umfegte ihn ein kalter, reißender Windstoß, und er hatte Mühe, sich gegen den Sog zu stemmen.

Dröhnende Motorengeräusche brandeten ihm entgegen.

Geschickt legte er sich den Gürtel um, der ihn sicher durch die Luft tragen würde. Noch einmal drehte er sich zum Piloten um.

„Versuchen Sie, freies Feld zu gewinnen. Und steigen Sie ja nicht aus – der Helikopter würde über Ihnen explodieren, noch ehe Sie bis drei gezählt haben! Bei dem Verkehr ...“ Daß er in einem solchen Fall selbst dranglauben müßte, sagte er nicht.

Dann schwang er sich durch die Öffnung ins Freie. Das Aggregat an seinen Hüften begann mit lautem Singen zu arbeiten. Schnell glitt er auf den nächsten der vier Helikopter zu. Nicht weit von ihm entfernt schnalzte eine Plastleiter durch die Luft. Noch im Fluge zählte er.

Er streckte seine Hand aus, umfaßte das Seil und sicherte sich. Ohne die geringste Zeit mit Annehmlichkeiten für Synclisst zu verlieren, beschleunigten die vier Maschinen.

Winston Synclisst beobachtete aus den Augenwinkeln heraus seinen davonrasenden Helikopter, in dem jetzt Winney um sein Leben bangte. Er sah, wie die bedrohte Maschine schwankte, sich wand und drehte. Der Pilot versuchte offensichtlich mit letzter Anstrengung, einen Weg aus dem dichten Verkehrsstrom zu finden.

Winston war bei achtzehn angelangt. Er befand sich au-

ßerhalb der Gefahrenzone. Er stellte dies mit einem kurzen Blick fest.

Er zählte weiter. Winney taugte nichts; um ihn würde es nicht schade sein. Wenn Ford recht gehabt hatte, mußte nun jeden Augenblick sein unbekannter Gegenspieler zuschlagen. Ein Stück Plastik, Metall genügte. Ja, jeder Gegenstand von genügend hohem Gewicht konnte den Tod bringen – für Mensch und Maschine. Er mußte nur den Helikopter treffen, in annähernd rechtem Winkel. Die Kontaktbombe besorgte dann den Rest. Und zwar gründlich.

27 – 28 – 29 – 30 ...

Da! Sah er nicht etwas aufblitzen? Einen hellen Fleck, der durch die Luft raste?

–31 – 32 ...

Jetzt!

Synclisist schloß geblendet die Augen, als etwa einen Kilometer von ihm entfernt eine feurige Lohe auffachte und unter einem Bersten und Grollen einen Umkreis von hundert Metern leerfegte.

Er drehte seinen Kopf, so daß sein Blick nach oben fiel und bemerkte, wie er langsam hinaufgezogen wurde.

\*

Er sagte nichts, als er sich in den Helikopter schwang. Und dann, als er sich aufrichtete, um seiner Leibwache – eine Einrichtung, von der jeder Spieler Gebrauch machte – weitere Anordnungen zu erteilen, verblieb ihm keine Zeit mehr, etwas zu sagen.

Zwei stahlharte Fäuste umklammerten seine Arme, preß-

ten sie gegen seine Schulterblätter, und eine feuchte Hand legte sich wie ein Schwamm auf seinen Mund.

Überrascht, unfähig, die Situation, die er wohl gedanklich erfaßte, auch technisch zu meistern, ließ er es mit sich geschehen.

Diese Fäuste gehörten keinem seiner Männer. Und auch die unterdrückten Stimmen nicht. Er blickte rasch um sich, doch er erkannte niemand. Zugleich mit dieser Feststellung erhielt er einen Stoß, der ihn in den hinteren Teil der Maschine taumeln ließ. Jemand riß ihm den Kombirock über den Kopf, öffnete seine Bluse. Eine dumpfe Stimme murmelte etwas. Er fühlte, wie seine beiden Arme und Füße von metallenen Klammern an Plastikunterlagen gepreßt wurden.

Synclisst verzog den Mund nur ganz leicht, in der Andeutung eines dünnen Lächelns. Nur mit Geduld und Überlegung konnte man einer solchen Situation Herr werden. Sich zu widersetzen war sinnlos.

Wieder ein unverständliches Raunen. Dann eine Stimme, diesmal klar und deutlich:

„Die Ampulle!“

Ein Rascheln, gefolgt von einem Klicken.

„Danke.“

Was war hier los? Winston Synclisst drehte seinen Kopf, um den Stoff seines Rockes etwas beiseite zu schieben. Das Ganze war ein abgekarteter Plan. Man wollte ihn nicht töten. Jetzt auf keinen Fall. Sein Gegner wußte wohl den Fang zu schätzen. Also kannte er ihn – sogar gut. Wer konnte es sein? Was mochte er wollen?

Daß man ihn vorerst am Leben lassen wollte, war klar;

man brauchte ihn demnach. Wer konnte aus seinem Fang den größten Nutzen ziehen? Viele. Nicht nur einer. Aber alle mußten etwas mit den Großen Spielen zu tun haben. Wer also, der ihn von den Spielen her genau kannte, besaß ein so triftiges Motiv, daß er ihn durch einen fein ausgeklügelten Plan, mit Hilfe einer straffen Organisation derart plötzlich überrumpelte? Vor allem – auf so gewalttätige Weise?

Jemand, so gab sich Winston selbst die Antwort, der ihn haßte. Persönlich. Um der Spiele willen.

Kinsington? Fast schien es ihm am glaubwürdigsten. Wollte sich etwa Kinsington dafür rächen, daß er, Winston Synclisst, ihn aus dem Spiel gedrängt hatte? Nicht unwahrscheinlich.

Synclisst überlegte. Seine Gedanken zogen automatisch immer kleiner werdende Kreise.

Ford hatte ihn gewarnt. Ford hatte gewußt, daß irgend jemand die Absicht verfolgte, ihn aus dem Weg zu räumen. Richtiger, ihn zu entführen. Von letzterem schien jedoch Ford keine Ahnung gehabt zu haben.

Wieder erklang eine Stimme. Jemand schob ihm den Rock vom Gesicht. Synclisst blickte hoch.

Ein Mann stand über ihn gebeugt, mit aufgekrempelten Hemdärmeln und einer Spritze in der Hand. Er trug eine Fleischmaske. Synclisst hob zynisch lächelnd eine Augenbraue.

„Sie wissen, wer ich bin?“ wurde er angesprochen.

Winston Synclisst zog die Mundwinkel herab. Die Stimme des Mannes war eindeutig verstellt. Es kam ihm ein Gedanke.

„Wie schade, Sie wissen es nicht ...“, erklang es spöttisch von den blutleeren Lippen des gedrungenen Mannes, wobei dessen undurchsichtiger Blick Synclisst musterte.

„Was bezwecken Sie mit dieser albernen Maskerade?“ sagte Winston. „Natürlich weiß ich, wer Sie sind.“

Der Mann über ihm holte aus. Synclisst fühlte, wie langsam Blut über seine Wange lief. Ein salziger Geschmack füllte seine Mundwinkel.

Wie stark ließ sich doch sein Gegner von Gefühlen beeinflussen! Damit gab er einen weiteren Anhaltspunkt.

Dann lachte der Mann, wie um Synclissts Überlegung zu rechtfertigen, plötzlich hell auf. „Er weiß es. Er weiß, wer ich bin!“ Er schnappte nach Luft. „Er hat es erraten!“

Damit faßte er mit der Linken seinen Haarschopf und riß die Fleischmaske herunter.

Im gleichen Moment jagte ein stechender Schmerz Winstons Oberarm entlang. Ein schmatzendes Geräusch ertönte, als sich die Spritze entleerte. Synclisst sank in sich zusammen. Ein einziger inhaltsschwerer Gedanke erfüllte ihn:

Das Gesicht über ihm gehörte Swen Ford, seinem besten Roß im Stall.

Swen Ford! – Ein Verräter!

Unglaublich. Benommen schüttelte er den Kopf. Er fühlte, wie ihn langsam, am ganzen Körper, eine Lähmung erfaßte, als die Spritze in Wirksamkeit trat. Er versuchte, die Augen zu öffnen, doch vermochte er es nicht. Er schien nun vollkommen gelähmt zu sein; kein einziges Glied konnte er rühren. Nur das schwache, irgendwie gedämpfte Geräusch von Stimmen drang an sein Bewußtsein. Doch

auch dieses letzte Zeichen einer Wahrnehmung wurde zunehmend schwächer. Das allerletzte, was er vor einem Gefühl des Fallens aufnahm, war:

„... Tiefer ... Ja, jetzt ... Kontakt? ...“ Ein Summen. Stille. Dann: „Fertig?“

Etwas Unverständliches, Gerauntes. Ein nasses, alles in sich ertränkendes Tuch, das sich über Synclissts Bewußtsein breitete.

„... Aufnahme ... fertig!“

Wirbeln. Kreisen. Drehen. Fallen.

Ein Sog, der Winston Synclissts Verstand mit sich riß.

\*

Er träumte. Oder war es Wirklichkeit, gehüllt in das Kleid des Unverständlichen, Irrealen?

Nein, er mußte träumen. Dies hier war so seltsam. So ungewohnt. Doch nein! Hatte er dies nicht schon einmal erlebt?

Mit einemmal verdichteten sich die schattenhaften Eindrücke, die sein Unterbewußtsein überschwemmen. Oder war es sein Bewußtsein? Er wußte es nicht. Noch nicht.

Langsam nahmen die Gestalten und Farben und Geräusche und Gerüche um ihn herum greifbare Wirklichkeit an.

Das war real. Natürlich.

Er lächelte selbstbewußt, ganz wieder Herr seiner Gedanken, schüttelte noch leicht benommen den Kopf und beobachtete seine Umgebung aus schmalen Augenschlitzen. Sie schien sich nicht verändert zu haben. Er zögerte sekundenlang. Dann, verwundert über seine plötzliche Un-

konzentriertheit, zog er die Brauen zusammen. Noch aufmerksamer und vorsichtiger als zuvor musterte er die Personen im Raum. Er hoffte, sie hatten nichts bemerkt. Er warf einen schnellen Blick zu dem leicht ergrauten Mann neben McCuff. Doch Kinsington war in ein geistiges Problem vertieft. Er schien ihn nicht beobachtet zu haben. Befriedigt lehnte er sich zurück.

Eine volle Minute verging. Jetzt hatte er sich gänzlich unter Kontrolle. Sein Lächeln verschwand und machte etwas Kaltem, Unpersönlichem Platz.

Winston Synclisst glich jetzt einer marmornen Statue, so kalt, leblos und in sich zurückgezogen saß er in seinem Konturensessel. Die eine Hand hatte er gegen das Kinn gestützt, die andere ließ er wie beiläufig über die Kontrollen spielen, die ihn mit der *Bank* verbanden.

Er war ein großer, überaus hagerer Mann und sehr schwer zu beschreiben. Wie ein jeder Mensch, so hatte auch er zwei Gesichter.

Das eine war gewöhnlich, unbedeutend, das eines Durchschnittsmenschen; das andere war ins Auge stechend, freundlich und galant. Immer zu Aufmerksamkeiten bereit. Es kam nun ganz auf den Augenblick an, welches Gesicht er gerade zur Schau trug. Und Winston Synclisst war ein Mensch, der sehr genau wußte, wann er das eine und wann er das andere Gesicht aufzusetzen hatte; man konnte ihn berechnend nennen – genauer genommen sogar skrupellos.

Momentan jedenfalls umgab ihn eine Maske der Gedankenlosigkeit. Und dennoch verfolgte er mit einer ihm ganz eigenen Aufmerksamkeit die Bewegungen der anderen.

Genau ihm gegenüber saß Ford, ein untersetzter, glatzköpfiger Mann mit einem stets freundlichen Lächeln, den den Kopf leicht gesenkt hielt und aus den Augenwinkeln heraus die Projektionen seiner Gegenspieler betrachtete. Er mußte Winstons Blick auf sich ruhen gefühlt haben, denn er hob vorsichtig den Kopf, nickte kurz und fuhr fort, die Mienen der anderen zu studieren.

Ford war verlässlich.

Winston Synclisst zog langsam eine Zigarette aus der Tasche und entzündete sie an einem Glimmstift.

Ford würde einen guten Partner für die Endrunden abgeben, dachte er. Noch einmal blickte er auf sein Gegenüber, wie um sich zu vergewissern, daß dieser das Feld beherrschte, und zog an seiner Zigarette.

Genau acht Räume von ihm entfernt saß Swen Ford in seiner Spielkabine und beobachtete konzentriert, aber scheinbar ungezwungen, die Projektionen der anderen Teilnehmer.

Jeder einzelne der Spieler saß abgekapselt von der Außenwelt in seiner Kabine; nur private Nachrichtengeräte, deren Gebrauch überprüft wurde, und die Anlagen der *Bank* stellten Verbindung zur Umwelt und den anderen Konkurrenten dar. Die *Bank* übertrug gemäß den Spielregeln die Abbilder der einzelnen Spieler in jede einzelne Kabine, so daß sämtliche Teilnehmer stets versammelt schienen. Machte einer der Spieler eine Bewegung, so konnte diese von allen anderen verfolgt werden; ja, selbst Geräusche und Gerüche wurden unverändert projiziert.

Winston Synclisst ließ den Blick durch eine fast unmerkliche Drehung seines Kopfes von Ford zu McCuff

gleiten. Ihre Blicke kreuzten sich. McCuff lächelte zuversichtlich, vergewisserte sich, daß ihm niemand besondere Aufmerksamkeit schenkte, und wies dann mit dem kleinen Finger nach oben. Synclisst folgte der Bewegung. Langsam nickte er.

Es war an der Zeit. Noch einmal hob er den Blick, um die Gewinnchancen des schon leicht ergrauten Mannes neben McCuff zu betrachten, dann zog er ein Gerät aus der Tasche und aktivierte es.

„McCuff?“

„Ja?“ Winston sah, wie sich ein Gesicht ihm zuwandte.

„Gehen Sie auf das Doppelte.“

McCuff hob verwundert den Blick auf seine eigenen Gewinnchancen, die die *Bank* ganz offen in einem Zahlensystem darlegte.

„Sind Sie sicher?“ fragte er zweifelnd.

„Nur ein kleiner Tip.“

Synclisst schob das Gerät, das von der *Bank* als legal anerkannt wurde, wieder in seine Brusttasche. Er konnte sehen, wie McCuff die Sprechanlage der *Bank* betätigte. Im stillen lächelte er. McCuff war Biologe, also ein undurchsichtiges Blatt für Kinsington. Winston Synclisst bedachte den ergrauten Mann mit einem abschätzenden Blick. Was würde er wohl tun – jetzt auf diese Herausforderung hin? Kinsingtons Wimpern zuckten.

Runde für Runde hatte er auf den geeigneten Augenblick gewartet. Kinsington unverdächtig abschieben zu können. Dieser Mann war ihm nicht ganz geheuer. Winstons Nachforschungen hatten ergeben, daß von einem Mann namens Heiffal Kinsington überhaupt nichts bekannt war. Auf je-

den Fall war jetzt der Zeitpunkt gekommen. Er lächelte McCuff ermunternd zu und senkte dann den Kopf.

„Hier spricht Spieler Mark McCuff“, ertönte eine Stimme.

Die Projektionen der anderen Konkurrenten bewegten sich unruhig und wandten sich dem Sprecher zu.

„Ich setze den doppelten Einsatz.“ Ein Knacken ertönte, als McCuff die Verbindung abbrach. Dafür meldete sich die Stimme des Spielmeisters.

„Mr. Mark McCuff, Biologe, setzt den doppelten Einsatz. Bitte beachten Sie die laufenden Werte. Das Spiel ist zu machen.“

Winston Synclisst beobachtete Kinsington. Dieser trug, ganz wider Erwarten, ein herablassendes Lächeln zur Schau. Sollte er etwa noch einen Trumpf hinter dem Berg halten?

Winston jedoch zuckte verächtlich mit den Mundwinkeln. Er haßte Leute, die sich besser dünkten, als sie es waren. Abermals betätigte er sein Gerät, mit dem er auf privater Welle mit fast allen anderen Spielern in Verbindung stand.

„Halliday?“

„Sie wünschen, Mr. Synclisst?“

„Sie sind doch Physiker, sozusagen also Kinsingtons Kollege. Was halten Sie von ihm?“

„Von Kinsington ...?“ Einen Augenblick Zögern. Dann: „Nun, er blufft jedenfalls nicht. Er weiß um die Materie Bescheid. Ein kluger Kopf, ganz ohne Zweifel. Bis jetzt scheint er noch sämtliche Probleme, die ihm der Spielmeister gestellt hat, ohne besondere Schwierigkeiten gelöst zu haben ...“

„Das meinte ich nicht“, sagte Winston ungehalten. „Wie schätzen Sie seine Gewinnchancen ein, rein persönlich?“

„Hm – abgesehen von den Werten, die die *Bank* – das heißt, der Spielmeister – angibt, nicht allzu hoch. Wenn dies alles normal verläuft, würde er wahrscheinlich aus dieser Runde ebenfalls als Sieger hervorgehen“, sagte Halliday. „Nur wäre es mir lieber, wenn dieser Fall nicht einträte – Sie verstehen mich doch, Mr. Synclisst?“

„Sie könnten dazu ja etwas beitragen. Ich werde Ihnen meine volle Unterstützung angedeihen lassen, Mr. Halliday.“

Winston lächelte nicht, als er eine andere Wellenlänge einschaltete.

„Reich, wie steht es?“

Synclisst sah, wie Reichs Projektion eine unmerkliche Bewegung mit den Lippen vollführte.

„Ich weiß nicht, Mr. Synclisst.“ Einen Moment Pause. „Was können Sie mir raten?“

„Passen Sie, solange Sie noch können.“

„Jetzt schon? Aber ...“

„Ja, jetzt.“

Schweigen.

„Wenn Sie jetzt nicht passen, werden Sie in den nächsten paar Minuten abgeschoben. Das kostet Sie zumindest Ihre vier letzten Positionen, das wissen Sie so gut wie ich. Oder wollen Sie sich etwa mit dem Rang eines gewöhnlichen Klinikdirektors begnügen?“

„Nein, natürlich nicht. Also, in Ordnung – ich passe.“

Winston konnte sehen, wie eine der Projektionen – er erkannte in ihr die von Reich – nickte und hochsah.

„Machen Sie's gut, Reich. Viel Glück.“

„Danke, Mr. Synclisst. Vielen Dank. Und, falls ich mich einmal erkenntlich zeigen kann ...“ Er brach ab, betätigte einige Knöpfe und gab bekannt, daß er passe. Noch während Winston Synclisst nachdenklich seine Projektion betrachtete, verschwand diese, als die *Bank* den Austritt Reichs zur Kenntnis nahm.

Die anderen Spieler gingen mit, indem sie der *Bank* mitteilten, sie wären bereit, höhere Anforderungen auf sich zu nehmen.

Die *Bank*, die in diesem Falle den Spielmeister abgab, stellte das Zentrum des Irdischen Imperiums dar. In ihr vereinigten sich sämtliche Koordinaten. Wirtschaft, Kultur, Forschung und Staatsgeschäfte reichten sich hier, im Brennpunkt, die ‚Hände‘. Es gab niemanden, der über ihr stand. Kein Regent und kein Magnat. Die *Bank* war das Gehirn des Imperiums – eine Maschine, die nach streng logischen Richtlinien, die sie aus der vorhergehenden Programmierung durch ihre Schöpfer aufgestellt hatte, handelte. Ihre ausführenden Organe bildete der Mensch selbst. Alljährlich veranstaltete sie die Großen Spiele, ein Programm, das ebenfalls von ihren Schöpfern erdacht und in ihre Speicher eingefügt worden war.

Die Spiele sollten dem Zweck dienen, durch eine Art Auslese die fähigsten Köpfe der Menschheit in die richtigen Positionen zu bringen. Jeder konnte an den Spielen teilnehmen, der auf seinem speziellen Wissensgebiet ein gewisses Maß an Fertigkeit erlangt hatte.

Es lag nun in der Hand eines jeden einzelnen Spielers, wie er dieses ‚Kapital‘ an Wissen verwertete. Die *Bank* stellte streng festgelegte Anforderungen, die sich von Run-

de zu Runde erschwerten. Verstand es nun ein Spieler, durch sein Wissen, durch seine Talente oder auch durch Bluff die erste Runde zu überstehen, so konnte er die zweite antreten. Schon in diesem Augenblick war ihm eine gehobeneren Stellung sicher. Er konnte sich nun steigern, von Runde zu Runde, und konnte passen, wann immer er sein sich gestecktes Ziel erreicht zu haben glaubte oder wenn er nicht allzuviel bei einem Erhöhen verlieren wollte.

Paßte ein Spieler, so verlor er nur wenig. Überforderte er sich aber, so konnte er leicht, nun da er seine Position nicht mehr zu halten imstande war, all jenes verlieren, was er so mühevoll im Laufe der Spiele errungen hatte. Erst nächstes Jahr durfte er wieder an den Großen Spielen teilnehmen, vorausgesetzt natürlich, daß er das nötige ‚Kapital‘ mitbrachte.

Winston Synclisst zählte zu den Geschäftsmännern, die an den diesjährigen Spielen teilnahmen. Er jonglierte mit Geld, Plänen, Industrien und Handelsunternehmen. Und er jonglierte sehr gut.

Er lächelte selbstzufrieden, als er sich zurücklehnte.

Doch am besten jonglierte er mit Menschen, mit ihren Gefühlen, ihren *Schwächen*. Das Unglaubliche daran war, daß davon niemand ahnte – nicht einmal der Betroffene. Er hatte so seine eigenen Methoden, seinen jeweiligen Strohmann glauben zu machen, er wäre gar kein Strohmann.

Der Gedanke stimmte Winston Synclisst behaglich. Er sah gerne seine *Übermenschlichkeit*, wie er sie nannte, ins rechte Licht gerückt. Und sei es nur von sich selbst.

Wieder beobachtete er die ihn umgebenden Projektionen – es mochten etwa vierundzwanzig sein – und aktivierte sein Gerät. „Ford?“

„Ja, Mr. Synclisst?“

„Überbiete McCuff. Dann warte ab. Wenn dieser wieder höhergeht, überbiete abermals.“

„Okay.“

Synclissts Blick fixierte Kinsington, der jetzt mit verwunderter Miene der Stimme des Spielmeisters lauschte.

„Mr. Swen Ford, Mathematiker, erhöht um dreihundertvier Prozent. Bitte beachten Sie die Statistik der laufenden Einsätze.“

Kinsington lächelte wieder, aber gezwungen. Synclisst war ein viel zu guter Menschenkenner, als daß er sich von ihm hätte täuschen lassen. „Ich gehe mit.“

„Ebenfalls.“

„Auch.“

Das Gros der Spieler nickte. Einige Augenpaare richteten sich vorsichtig und erwartungsvoll auf Winston Synclisst. Dann ertönte eine Stimme in dessen Gerät.

„Mr. Synclisst?“

„Keine Angst, Sie werden es schon schaffen.“ Winston nickte einem Mann zu, dessen Projektion sich gleich neben ihm befand. „Aber beim nächstenmal passen Sie lieber.“ Er schaltete ab. Dann aktivierte er eine neue Wellenlänge.

„Morris, Shughui, Webster – nicht passen! Hören Sie auf einen guten Rat von mir. Nicht passen, verstanden?“ Wieder drückte er eine Taste, drehte einen Knopf.

„Jetzt, McCuff, Ihre Chance!“

Synclisst vernahm mit Genugtuung die Stimme des Spielmeisters, der McCuffs Erhöhung verlautbarte.

Sein Blick kreuzte den Fords, und beide nickten ihr Einverständnis.

„Mr. Swen Ford erhöht abermals um dreihundertvier Prozent. Das Spiel ist zu machen.“

„Ich gehe mit“, sagte Synclisist in das *Bank*-Mikrofon.

Kinsington hatte sich inzwischen eifrig Notizen gemacht. Jetzt warf er einen unsicheren Blick in die Runde.

Daß Physiker immer im entscheidenden Moment den Kopf verlieren müssen, dachte Synclisist mit einem unmerklichen Schmunzeln. Wie Professor Johnson, nachdem er sein Experiment mit der Zeitmaschine durchführte. Der alte Fred Brown wußte schon, was er in seinen Memoiren niederlegte. Und Winston überlegte, wie wohl Dr. Kinsington dreinschauen würde, wenn er, wie der selige Johnson, plötzlich verlassen von allen materiellen Gütern von der Bildfläche verschwände.

Sein Empfänger meldete sich, und er hörte:

„Ich glaube, unser guter Kinsington hält nicht mehr lange durch, wie?“ Winston erkannte Hallidays Stimme.

„Kaum“, lautete die knappe Antwort. Und vor sich hin murmelte er: „Schöne Reise, Kinsington. Die Hölle wartet auf dich.“ Er lächelte und bemühte sich nicht, seine ursprüngliche Maske beizubehalten. „Du bist der letzte in der Reihe, Mr. Heiffal Kinsington. Du wirst aufgeben – alles verlieren.“

„Mr. Mark McCuff erhöht um das Doppelte. Das Spiel ist zu machen.“

Kinsington zauderte merklich. Die Entscheidung fiel ihm schwer. „Ich gehe mit“, sagte er schließlich, und seine Stimme klang hohl.

Das war sein Ruin.

„Mr. Swen Ford erhöht abermals um dreihundertvier Prozent. Das Spiel ist zu machen.“

Und wieder und wieder. Synclisist war jetzt die Ruhe selbst. Hier fühlte er sich in seinem Element. Hier war er Meister. Er verstand es, mit Menschen wie mit Marionetten umzugehen. Er war schließlich Mr. Winston William Synclisist!

Als er das nächstemal Kinsington anblickte, sah er, wie sich dessen Gesicht verfärbt hatte. Dann, ganz plötzlich, gab er auf.

Winston Synclisist hörte nicht mehr die Stimme des Spielmeisters, der das Ende der 16. Runde verkündete. Er sah nicht mehr die dankbaren Blicke seiner Strohmänner, denen er zu mehr Reichtum und Macht verholfen hatte, als sie es wert waren.

Ich bin eben ein großer Menschenfreund, dachte er vergnügt und belustigt zugleich. Ich helfe jedem, um dann wiederum von ihm Hilfe zu empfangen. Man kann schließlich nichts unternehmen, ohne nicht einen Gewinn im Auge zu haben.

Er lächelte noch immer, als die Projektionen um ihn herum erloschen.

Er konnte sich gut vorstellen, wie nun in den Straßen die jubelnden Menschen sich drängten, die Menschen, die vergessen hatten, in welcher gefährlicher Lage sich das Solare Budget befand und nun im wilden Rausch den Höchstgewinner der 16. Runde hochleben ließen.

Winston nickte gedankenversunken. Swen Ford war ein brauchbarer Mann. Er hatte nun alle Leute unter Kontrolle. Und ohne daß es ihnen bewußt geworden wäre. Er verstand es eben, die Menschen als willige Werkzeuge zu benutzen.

Nur noch ein paar Runden, und die *Bank* würde vor ihm und ‚seinen‘ Leuten kapitulieren müssen.

Er trat aus seiner Kabine und sah, wie draußen hinter den riesigen Scheiben des *Bank*-Gebäudes Düsenmaschinen vorbeiflitzten. Wie Kinderspielzeug, dachte er. Genau so schnell, fuhr er fort zu überlegen, werden die Gewinnchancen in die Höhe schnellen, wenn wir erst einmal die 17. Runde begonnen haben.

Arme *Bank*!

Armer Mensch!

\*

Armer ... armer ...

Hier fehlte doch etwas! Wo blieben die Reporter, denen er in die Hände gelaufen war, als er die *Bank* hatte verlassen wollen? Eine ganze halbe Stunde hatten sie ihn aufgehalten. Diese Stümper vom Allgemeinen Nachrichtennetz! Und –

Die Explosion!

Ford!

Ford – ein Verräter?

Plötzlich begriff Synclisst, was geschehen war.

Er hatte eben nicht geträumt, aber dies alles auch nicht erlebt. Wohl bewußt, aber nicht physisch. Ford mußte von ihm eine Gehirnaufnahme gemacht haben. So hatte er sich an die letzten Ereignisse, an einen genau begrenzten Zeitraum, dermaßen stark erinnern können, daß er meinte, dies alles noch einmal zu erleben.

Ford –

Er brach mitten im Gedanken ab, als ihn ingrimmiger Zorn erfaßte.

Er öffnete die Augen.

Und über ihn gebeugt, stand lächelnd Ford, die eine Hand gegen seine Hüfte gestemmt, die andere leicht ausgestreckt, so daß die darin befindliche Spule herausfordernd vor Synclissts Augen lag.

Winston Synclisst versuchte sich zu bewegen, aber er merkte, daß er noch immer an den rückwärtigen Helikoptersitz festgeschnallt war. Seine Augen glänzten gefährlich, als er von der Spule auf Ford und von diesem wieder zurück auf die Spule blickte.

„Was wollen Sie?“ preßte er hervor.

„Ich wollte *dies* hier“, erwiderte Ford grinsend, wobei er die Spule in die Höhe warf und wieder auffing. „Sie wissen, was ich hier in der Hand halte?“

„Natürlich“, sagte Synclisst und suchte vergebens, den hohlen Klang seiner Stimme zu unterdrücken. „Eine Aufnahme meines Gehirnmusters. Sie wollen mich kontrollieren ...“

„Genau.“

Winston sagte nichts.

„Ich mache bei Ihrem Spiel nicht mehr mit, Synclisst. Ich gebe nicht länger Ihren Strohmännchen ab, haben Sie mich verstanden?“

Synclisst musterte schweigend den Mann vor ihm.

„Ich habe Sie deshalb nicht aus dem Weg geräumt, weil ich Sie brauche. Mit Ihrer Hilfe ...“ Er machte eine kleine Pause. „... mit Ihrer Hilfe werde ich die Endspiele gewinnen. Oder besser, mit Hilfe dieses kleinen Dinges da.“

Und er warf abermals die metallenen funkelnde Spule in die Höhe.

„Sie wird dafür bestimmend sein, ob Sie weiterleben oder nicht. Versuchen Sie nicht, mich zu hintergehen. Denken Sie immer daran, daß ich Sie völlig in der Gewalt habe. Ich kann jede Ihrer Handlungen beeinflussen, ja sogar kontrollieren. Wenn ich will, daß Sie eine Straße sehen, wo eigentlich ein Abgrund ist, werden Sie nicht im Schritt verhalten; wenn ich will, daß Sie ein peinigendes Orgeln hören, wenn jemand in Ihrer Nähe spricht, dann werden Sie sich Ihre Ohren abreißen wollen; wenn ich will, daß Sie Moder riechen, wann immer Sie gerade einen Bissen zu sich nehmen, werden Sie eher verhungern, als von innen her am Gestank zu ersticken.“

Er lächelte grausam.

„Und wenn ich will, daß Sie das, was Sie wollen, *nicht* wollen, aber dennoch tun müssen, einfach aus dem Grund, weil ich will, daß Sie es müssen, *werden* Sie es tun ...“

Synclisst erschauerte. Sein Blick hing wie gebannt auf der Spule, als wäre dies sein eigenes Herz, das ihm jemand aus der Brust gerissen hatte. Er unterdrückte das aufkeimende Gefühl der Verzweiflung, einzig mit der Überlegung, daß Emotionen die Situation nur noch verworrener machen würden. Mit kurzen, bestimmten Grundsätzen, die er sich jählings aufstellte, radierte er für den Augenblick seine Gefühlswelt aus und schuf die Basis zu klarem Denken.

Wie konnte er diesen Mann überrumpeln, bevor er auf den Gedanken kam, die Aufnahme seines Gehirnmusters auszuprobieren?

Er bewegte sich leicht, aber gab es auf, als das harte Metall in seine Handgelenke schnitt. Im Augenblick bot sich keine direkte Fluchtmöglichkeit. Vielleicht später.

Scharf musterte er Ford.

Dieser schien wie umgewandelt. Niemals hätte er in Ford einen Verräter vermutet. Ford war einfach nicht die Persönlichkeit, die verstand, ein so kompliziertes Spiel wie dieses einzugehen. Irgend etwas, er wußte nicht genau was, machte ihn stutzig. Und dieses Etwas hatte mit seiner letzten Überlegung zu tun.

Er mußte erfahren, welche weiteren Pläne Ford für ihn hatte.

„Was gedenken Sie nun mit mir zu machen?“ fragte er daher, und seine Stimme klang unpersönlich, desinteressiert.

Ford verzog den Mund zu einem Grinsen. „Sie werden vorläufig mein *Gast* sein, bis zu Beginn der nächsten Runde.“

Synclisst nickte stumm und versuchte nach draußen zu blicken. Doch er vermochte nichts zu erkennen.

Dann plötzlich schien der Helikopter in die Tiefe zu sacken. Ford wandte sich um und ließ sich neben dem Pilotensitz nieder. Synclisst brauchte sich nicht umzublicken; neben und hinter sich fühlte er geradezu seine Wächter stehen, die nur auf eine verdächtige Bewegung von ihm warteten, um augenblicklich zuzuschlagen.

Es verging kaum eine Minute, und der Helikopter setzte auf. Langsam drehte sich Ford um und winkte den Männern im Fond der Maschine.

„Schnallt ihn los!“

Synclisst fühlte, wie das Blut wieder frei in seinen Ar-

men und Beinen zu zirkulieren begann und schüttelte etwas betäubt den Kopf. Dann stießen harte, metallene Gegenstände, die er deutlich als Läufe von Nadelstrahlern ausmachen konnte, in seinen Rücken und in seine Seite, was ihn automatisch vorwärtstaumeln ließ.

\*

Sie betraten ein großes, prunkvoll eingerichtetes Haus, dessen marmorner Stein sanft im matten Abendrot der Sonne erglühte. Das Ganze sah irgendwie gespenstisch aus. Lange Schatten lagen über dem Boden, winkelten sich an den von vielen Vorsprüngen verzierten Wänden ab und ließen so ein makabres Muster durch die Halle ziehen.

Synclisst erkannte das Haus sofort wieder. Es war nicht das erstemal, daß er Ford hier besucht hatte –

Wie war eigentlich Ford zu diesem grotesken Ungetüm von Vierkantgebäude gekommen? Es paßte doch gar nicht zu ihm. Oder doch? Er erinnerte sich an die Spule, und die Erkenntnis leuchtete in seinem Blick auf. Fords zweites Gesicht!

Sie gelangten in eine weitere Halle, in der ein düsteres Dämmerlicht herrschte. Entlang der einen Wand, die von unzähligen Nischen mit Marmorbüsten geteilt war, lagen tiefe, weite Schatten.

Ford ging zielsicheren Schrittes zu einer Säule, um das Licht einzuschalten, während Winston Synclisst und seine Wächter anhielten.

Ford streckte einen Arm aus, und Synclisst schloß geblendet die Augen.

Ein Strahlschuß zerstörte das Dunkel.

Synclisst erstarrte, und die Pistolenläufe in seinem Rücken zitterten, als wüßten ihre Besitzer nicht, was zu tun wäre. Dann, ganz plötzlich, gab der Druck nach. Im gleichen Augenblick ließ Synclisst sich fallen, riß an einer leicht erhöhten Stelle seiner Hüfte. Die Fleischwulst, nun losgelöst von den nährenden Stoffen des Körpers, fiel zu Boden. In Winston Synclissons Hand lag ein Mininadler, entsichert, zur Abgabe tödlicher Strahlpartikel bereit. Mit einem Satz verschwand Winston hinter der nächsten Säule, wo er sich flach auf den Stein warf.

Aber es hallte kein weiterer Schuß; keine Strahlgeschosse blitzten durch den Raum.

Dafür sprach jedoch eine kalte Stimme, und Synclisst vernahm den Spott in ihr:

„Legt eure Waffen weg!“

Winston Synclisst, der nicht hatte entdecken können, wem der erste Schuß gegolten hatte, duckte sich tiefer hinter die Säule. Langsam und vorsichtig hob er seine Mini-Automatik. Dann spähte er hinter seiner Deckung hervor.

Etwa ein Dutzend Männer war aus dem Schatten der Nischen getreten, mit gezückten Strahlgewehren, und hatten sich im Kreise um Synclissons Wächter postiert. Als er seinen Blick nach rechts schweifen ließ, sah er jemand am Boden liegen. Es war Ford. Langsam erhob sich Synclisst.

Irgend jemand, das stand fest, hatte seinen Gegner ausgeschaltet.

Nur wenige Schritte vor ihm fielen klirrend Waffen zu Boden. Synclisst kam ein Gedanke, und er lächelte belustigt. Dann trat er hinter der Säule hervor. Und in das

Dämmerlicht hinein, das plötzlich nach dem Hall jenes ersten Schusses wieder über den Raum hereingebrochen war, sagte er ungerührt:

„Was machen wir mit dem falschen Ford ...?“

Eine wohlbekannte Stimme antwortete ihm: „Was schlagen Sie vor, Mister Synclisst?“

Winston lachte leise auf und trat näher zu dem am Boden liegenden Mann. Schweigend betrachtete er ihn. Dann wandte er leicht den Kopf, als er hinter sich Schritte hörte. Wieder entlockte sich ihm ein Lachen. Dann fiel sein Blick auf den Toten, und Winston Synclisst sah die kleine, bedrohlich glitzernde Spule nicht weit von dessen ausgestrecktem Arm am Boden liegen.

„Reiche mir bitte die Spule da, Swen“, sagte er, und der Mann neben ihm trat an den Toten heran und hob sie auf. Synclisst zog einen Glimmstift aus der Tasche, berührte damit die Spule. Ein dünner Hauch von Feuer huschte über das Metall, als der Film der Aufnahme entzündet wurde. Dann war es vorbei. Winston Synclisst warf mit einer lässigen Gebärde die jetzt nutzlose Metallscheibe auf den Toten. Wie zufällig fiel sie in dessen gespreizte Finger.

„Zieh ihm die Maske herunter, Swen“, befahl er.

Der Mann an seiner Seite bückte sich, griff mit dem einen Arm herunter und faßte den Toten an den Haaren. Langsam, als wolle er niemand das Schauspiel entgehen lassen, zog er den zweiten Fleischbelag von dessen wirklichem Gesicht. Er lächelte.

„Es ist Kinsington“, sagte Swen Ford ölig.

„Wie erwartet“, bemerkte Synclisst eisig.

„Kinsingtons Agenten haben versagt. Ich stellte ihnen

eine Falle“, begann Ford zu berichten. „Schon vor mehreren Wochen hatte ich Verdacht geschöpft. Auch ich erfuhr, daß dieser Mann hier eigentlich nicht existieren durfte, da er keinerlei Vergangenheit aufweist. Also traf ich Vorsichtsmaßnahmen. Zum Glück. Ich war mir nur nicht ganz sicher, weshalb ich Ihnen auch nicht von meinen Vermutungen berichtete.

Und heute, als die sechzehnte Runde der Großen Spiele beendet war und ich heimkehrte, erwies sich mein Verdacht als richtig.

Kinsingtons Agenten waren aufgetaucht, um mich auszuschalten. Sie hatten von meinen Nachforschungen Wind bekommen. Doch ihr Attentat mißlang. Durch einen kleinen, aber bedeutsamen Fehler: Ich hatte mit solch einer Aktion gerechnet.

Als ich jedoch aus seinen Männern herauspressen wollte, was Kinsington vorhatte, starben sie plötzlich. Meine Frage schien bei ihnen einen im Geiste verankerten Kontakt ausgelöst zu haben, der sie automatisch ins Jenseits beförderte, noch ehe sie etwas Wichtiges ausplaudern konnten. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als mich in meiner Festung zu verschanzen und abzuwarten, welche Dinge da kommen würden.“

Winston Synclisist hatte schweigend Fords Worten gelauscht. Ein seltsames Lächeln spielte über seine Mundwinkel, als wüßte er mehr, als er zu wissen vorgab.

„Ich hatte keine Ahnung, daß Kinsington schon jetzt versuchen würde, Sie aus dem Weg zu räumen; das heißt, Sie unter seine Gewalt zu bekommen“, fuhr Swen fort, wobei er bei seinen letzten Worten auf die verkohlten

Überreste der Spule wies. „Erst als ich die Helikopter aufkreuzen sah, *seine* Helikopter, Winston, erkannte ich, daß etwas nicht stimmte. Also bereitete ich mich mit meinen Leuten darauf vor, meinen ungebetenen Gästen einen gebührenden Empfang zu bereiten ...“

Synclisst nickte nachdenklich. „Kinsington muß sich seiner Sache sehr sicher gewesen sein. Tatsächlich, er beging kaum Fehler.“ Dabei stahl sich wieder jenes geheimnisvolle Lächeln auf seine Züge. „Kinsington lockte mich aus meinem Helicopter, indem er mir eine Warnung von dir zukommen ließ, daß sich eine Kontaktbombe an Bord befände. Mit der Warnung wollte er offensichtlich verhindern, daß ich ums Leben kam. Eine kluge Überlegung. Ohne Argwohn zu hegen, suchte ich logischerweise bei meiner Eskorte Schutz. Und geriet in die Falle, die mir der schlaue Fuchs gestellt hatte.

Mein Helikopter explodierte auch plangemäß, und Ich wurde von Kinsington alias Ford gefangengenommen. Nur wußte ich im ersten Augenblick noch nicht, daß sich hinter der Maske von Ford – Synclisst legte lächelnd eine Hand auf Swens Schulter – „in Wirklichkeit Kinsington verbarg. Erst als dieser sich so unkontrolliert gebärdete, daß ich unbedingt mißtrauisch werden mußte, ging mir ein Licht auf. Von diesem Augenblick an erkannte ich sein wahres Gesicht. Ich tat weiter so, als sähe ich in ihm einen Verräter – den Verräter Ford, der sich meiner bemächtigen wollte.

Ich schien ihm ausgeliefert. Er hatte während meiner Gefangenschaft eine Aufnahme meines Gehirnmusters machen können, mit deren Hilfe er mich völlig unter seiner Gewalt haben konnte. Das einzige, was mir zu tun verblieb,

war, daß ich auf die Gelegenheit wartete, ihn zu überrumpeln ...“

„Und hier kam ich Ihnen zuvor, Winston“, sagte der Mann neben ihm gelassen, jedoch mit einem Anflug von Stolz.

Synclisst nickte und bedachte den Toten mit einem kurzen Seitenblick.

Ford brummte etwas und sagte: „Sie wissen, Mr. Synclisst, daß Sie jederzeit mit mir rechnen können.“ Und dann, seinen noch immer schweigend dastehenden Männern zugewandt: „Schafft ihn hinaus.“

„Wir haben noch anderthalb Stunden Zeit bis zur nächsten Runde“, sagte Winston Synclisst trocken, wobei er sich langsam umdrehte. „Wir müssen noch einiges besprechen.“

Ford folgte ihm, wobei er vor sich hin murmelte: „Noch anderthalb Stunden ...“

\*

Man brauchte weder das allgemein übliche Wellenmuster unter die Nackenoberfläche geprägt zu haben, noch ein als Armband getarntes Mikrogerät zu besitzen, um die letzten Jahresergebnisse des vierten Quartals der Großen Spiele zu kennen.

Selbst wenn man als völlig Fremder, als Siedler von einem der Kolonialplaneten, auf Maine Base City des Solaren Systems gelandet wäre, so hätte man bereits beim ersten Schritt hinaus aufs Raumfeld von der großen Kunde vernommen, ob man wollte oder nicht.

Der Spielmeister, ob seiner Nicht-Menschlichkeit schlechthin die *Bank* genannt, sorgte für die augenblickliche Benachrichtigung aller auf Terra ansässigen oder gerade befindlichen Bürger. Es war eines seiner Robotgesetze, daß jedermann durch seine gedanklichen Mitteilungen bezüglich der laufenden Spielergebnisse erreicht wurde.

Und so war es nicht weiter verwunderlich, daß nach der 16. Runde der Endspiele einige Milliarden Menschen den Atem anhielten, als nämlich die Kurven, die statistisch die Schwankungen von EINSATZ zu GEWINN festhielten, rapide in die Höhe schnellten und dermaßen bedrohliche Formen annahmen, daß man fürchtete, die Grenzen des Wahrscheinlichen würden in den nächsten und damit entscheidenden Runden erheblich überschritten werden. Und nicht nur das. Weiter jedoch vermochten nur die wenigsten Köpfe zu kalkulieren.

Noch war der Solar einen Solar wert.

Noch!

Die ganze Welt kannte die Namen der Spieler, die in eben diesem Moment einander von Angesicht zu Angesicht gegenübermaßen; es waren große Männer, bedeutende Männer, die schon jetzt die höchsten Positionen innehatten, schon morgen oder in den nächsten Tagen aber die Welt regieren konnten.

Sie alle kannten die Spieler, ob sie nun in Labors, Algenfeldern, Fabriken oder Auto-Verteilerstellen arbeiteten, ob sie nun Künstler, Philosophen oder Wissenschaftler waren, ob sie nun in Palästen oder armseligen Slums hausten; jeder kannte sie und fühlte mit ihnen. Aber auch die Erinnerung an jene Spieler, die vor Monaten, Wochen, ja sogar

nur ein paar Tagen in aller Munde gewesen waren, war noch nicht verblaßt. Aber Tausende hatten ihren Einsatz verloren, aber Tausende hatten passen müssen. Und viele, von denen man sich mehr erwartet hätte, waren vor der entscheidenden Runde ausgeschieden, hatten sich mit weniger hohen Positionen begnügen müssen – inmitten der Zivilisation des menschlichen Imperiums. Und dann gab es noch einige wie Cooley, Geoffrey Armstrong, Richard Starenberg, Heiffal Kinsington und wie sie auch heißen mochten, die zu den Königen der Großen Spiele zählten und plötzlich, aus unerklärlichen Gründen, starben. Durch Unfall, Selbstmord, an Neurosen, vielleicht auch durch Mord.

Ihr tragisches Ende, das sie mitten am Höhepunkt ihrer Karriere getroffen hatte, stand in den Geschichtsbüchern verzeichnet. Die *Bank* hatte im Namen der Menschheit ihre Trauer um diese genialen Köpfe ausgesprochen.

Nein, diese Erinnerungen waren nicht verblaßt; sie waren nur übertüncht von den neuesten Ereignissen, die große Männer wie die in den letzten Runden hervorgebracht hatten.

Männer, die die 16. Runde der Endspiele erfolgreich hinter sich gebracht hatten. Man verehrte sie, man umjubelte sie, man blickte zu ihnen empor, als wären sie Götter – denn nicht viel später würden sie Führer der Menschheit sein, mit der Aufgabe, sie durch alle Wirrnisse der Zeit sicher zu geleiten.

Und so war es auch, daß man jeder neuen Mitteilung der *Bank* entgegenfieberte.

Man schrieb den 22. Mai 4088 n. Chr. 0.53 Uhr, als die *Bank* folgende gedankliche Botschaft ausstrahlte, die nur

wenige Minuten später von einer zweiten inhaltsschweren Mitteilung gefolgt wurde. Die erste Botschaft lautete:

*ACHTUNG! ACHTUNG! Hier spricht die BANK.*

*Laut Registratur des Spielmeisters wurde heute, Samstag, den zweiundzwanzigsten Mai viertausendundachtzig christlicher Zeitrechnung um genau Null Uhr dreiundfünfzig die sechzehnte Runde der Endspiele beendet ... Aus dieser Runde ging als Höchstgewinner Mister Swen Ford, Doktor der Mathematik, hervor, der bereit ist, gemeinsam mit dreiundzwanzig anderen aufgestiegenen Spielern die siebzehnte Runde anzutreten ... Dies waren allgemeine Nachrichten ... In fünf Minuten werden die Endresultate der sechzehnten Runde bezüglich des Budgets verlautbart!*

*ACHTUNG! ACHTUNG! Hier sprach die BANK.*

Die zweite, kurz darauf ausgestrahlte Botschaft lautete:

*ACHTUNG! ACHTUNG! Hier spricht die BANK.*

*Laut Registratur des Budgetmeisters erfuhren die Spielaktien eine Senkung von 23,74 Prozent. Die absteigende Kurve hält weiterhin an und dürfte im Laufe der nächsten Runde nicht gebremst werden. Sollten die nächsten Runden ohne gesteigerten Einsatz verlaufen, so ist mit keinen die Wirtschaft extrem gefährdenden Verlusten zu rechnen!*

*ACHTUNG! ACHTUNG! Hier sprach die BANK.*

Diese beiden Mitteilungen wurden vor etwa acht Stunden ausgestrahlt. Die Aktienbesitzer gerieten in Panikstimmung, als die Bank die Schwankungen des Solaren Budgets durchgab.

Acht Stunden fieberte das Volk nun schon mit jedem einzelnen der Spieler. Drei von diesen acht Stunden dauerte bereits die 17. Runde.

Und alles sprach gegen einen normalen Verlauf der Endspiele.

Würde es zu einer Katastrophe kommen? Man wußte es nicht. Man suchte es in den Gesichtern der Spieler zu lesen, deren Bilder viertelstündlich durch das allgemeine Nachrichtennetz übertragen wurden. Doch deren Mienen waren undurchdringlich. Was würde geschehen? Eine Inflation? Zusammenbruch?

Man wagte nicht daran zu denken.

Ein gutes Dutzend Spieler, rechnete man nicht die gemäßigteren, unter ihnen fünffacher Gewinner Swen Ford, vierfacher Gewinner Winston Synclisst, Spielasse wie Halliday, McCuff, Wainer und Shughui – alles Wissenschaftler, Geschäftsmänner und Psychologen – kämpfte sich erbittert höher und höher. Nicht einer schien nachgeben zu wollen. Sie alle schienen gleich schlagkräftig zu sein. Es war unglaublich, nicht auszudenken, was geschehen mochte, wenn dieses Spiel des Zufalls weiter andauerte.

Es schien einzig und allein dem Schicksal überlassen, ob die Grundfeste des Imperiums – die *Bank* – wanken würde oder nicht.

Oder besser, den einzelnen Spielern. Doch davon ahnte niemand etwas. Vorerst jedenfalls nicht ...

\*

Winston Synclisst betrachtete mit einem abschätzenden Blick die Männer, mit deren Hilfe er die *Bank* zu sprengen gedachte.

Als er ihre glühenden, von Fanatismus erfüllten Gesichter sah, schüttelte er langsam den Kopf, als wundere es ihn, daß

sich Menschen wie diese hier damit begnügen konnten, das einzustecken, was nach der Abschöpfung des Rahms noch übrig geblieben war. Sie alle – man konnte sie der Reihe nach aufzählen: Ford, Halliday, McCuff und wie sie auch hießen – sie alle hörten nur zu gerne auf seine Ratschläge, die in Wirklichkeit lediglich außergewöhnlich kluge Kalkulationen waren. Ohne Widerstand, ja, fast mit Dankbarkeit ließen sie sich von einer Position in die andere schieben, nur weil sie dachten, daß er, Winston Synclisst, ihnen die Chance ihres Lebens geben würde. Womit sie nicht unrecht hatten. Genau das lag nämlich in Mister Synclisssts Absicht. Und daß sie sich später für die ihnen erwiesene Unterstützung revanchieren würden, war nur zu selbstverständlich.

Irgendwie glichen sie jenen Leuten in einem der längst aus der Mode gekommenen Spielkasinos, die im Saal ohne nennenswerte Einsätze auf- und abzugehen pflegten und verständnislos eventuellen Glückspilzen über die Schulter guckten – als könnten ausgerechnet sie in deren Spielweise ein System entdecken – und dann mit vor Bewunderung bebender Stimme fragten, ob sie unserem glücklichen Meister nicht ihr Geld anvertrauen dürften. Genauso fast waren sie, dachte Synclisst. Schmarotzer, die an der Glückssträhne eines anderen profitieren wollten.

Doch dies störte Winston Synclisst nicht. Im Gegenteil, es kam seinen Plänen zugute.

Schon die ganze 17. Runde hindurch dirigierte er seine Männer. Er ließ sie höher und höher setzen, ließ die Beträge ins Astronomische anwachsen, mit nur dem einen Bestreben, so viel Gewinn aus den Großen Spielen zu schlagen, daß die *Bank* kapitulieren mußte.

Sieben Spieler mußten gleichzeitig Sieger werden in dem Finale der Großen Spiele, sieben Spieler, die er sich schon jetzt ausgesucht hatte, mußten so hohe Gewinne erzielen, daß die *Bank* sie, im Falle, daß man auf Cash beharrte, nicht mehr ausbezahlen konnte.

Es war eine Unmöglichkeit – unter normalen Umständen. Nur ein ganz außerordentlicher Zufall konnte solch einen Streich spielen, oder aber ein raffinierter, bis in jede Einzelheit ausgeklügelter Plan.

*Winston Synclissts Plan.*

Er lächelte still bei dem Gedanken an das, was in Kürze geschehen würde. Dann blickte er auf den Zeitmesser. Gleich war die 17. Runde zu Ende. Er sah um sich und begegnete den Blicken seiner Leute, deren Projektionen um ihn herum standen.

Zuversichtlich nickte er Ford zu. Ford wirkte kalt und verschlossen, als er das Nicken zurückgab. Synclisst biß die Zähne aufeinander.

Nur wenige Minuten später gab der Spielmeister das Resultat der 17. Runde bekannt. Aufmerksam verfolgte Synclisst jede von Fords Bewegungen, als dieser zum wiederholten Sieger ernannt wurde. Dann zog er nachdenklich die Brauen zusammen.

Etwas hatte seine Pläne gestört. Kinsington? Nein, der war tot. Es war etwas ganz anderes, etwas, das er noch ans Tageslicht bringen würde. Und er glaubte auch zu wissen, was es war.

Doch er würde abwarten. Sein Gegenspieler, so vermutete er, würde sich bald zu erkennen geben. Sehr bald!

Aber auch er hatte Vorkehrungsmaßnahmen ergriffen ...

Seine Vermutungen erwiesen sich als richtig, als er in den Gang hinaustrat und Ford auf sich zukommen sah.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit, Winston?“

Synclisist blieb stehen; der Tonfall in Fords Stimme alarmierte ihn.

„In Ordnung“, sagte er dann mit einem leicht gezwungenen Lächeln und folgte Ford, der zielsicheren Schrittes den Gang durchquerte. Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete er den Mann neben sich, dessen Miene etwas Starres und Unpersönliches angenommen hatte.

Jetzt in diesem Moment fühlte er noch stärker als zuvor, daß sich hinter seinem scheinbaren Partner mehr als nur der altgewohnte Ford verbarg.

Eine leichte Unruhe bemächtigte sich seiner, doch er behielt unverrückbar die Kontrolle über sich. Seine Gedanken beschäftigten sich mit nur dem einen Problem:

Vor nicht mehr als sieben Stunden hatte Kinsington unter der Maske von Ford versucht, ihn zu überfallen. Doch der Anschlag war mißglückt, da plötzlich der richtige Ford aufgetaucht war und Kinsington entlarvt hatte – als Toten. Er hatte Ford gebeten, ihm die gefährliche Spule zu reichen, was dieser auch getan hatte – mit nur einem kleinen Unterschied: Ford hatte sie mit einer geschickten Bewegung vertauscht. Er mußte die Sache also geplant haben. Doch diese Bewegung war nicht schnell und geschickt genug gewesen, um die Handlung vor Synclissts argwöhnischen Augen zu verbergen. Er hatte so getan, als habe er nichts bemerkt, denn er war überzeugt davon gewesen, daß Ford nichts unternehmen würde, bis die Spiele vorbei waren. Inzwischen, so hatte er gedacht, würde er Zeit genug

finden, gegen die Spule wirkungsvolle Maßnahmen zu ergreifen. Eine kleine Operation zum Beispiel – ein Kontakt, der ihn, Winston Synclisst, bei Anwendung der Spule ins Jenseits befördern würde. Dann wäre dem Besitzer nicht gedient.

Winston lächelte still. Schon jetzt bedeutete die Spule nichts mehr. Er hatte vorgesorgt.

Aber wenn Ford die ganze Sache geplant hatte, inklusive der Entwendung der Spule, mußte Kinsington ja gar nicht tot sein. Eine Möglichkeit, die nicht ganz von der Hand zu weisen war. Was aber bedeutete sie? Nichts. Winston beschäftigte sich wieder mit seinem alten Problem.

Er hatte geglaubt, daß es günstig sein würde, Ford trotz seines Verdachtes weiterhin als wertvollen Partner bei den Spielen einzusetzen, als ihn gleich zu entlarven, noch bevor er Definitives wußte.

Das war sein erster Fehler gewesen. Synclisst bereute es fast, ihn nicht gleich kaltgestellt zu haben. Zuerst war es ihm erschienen, als wolle Ford mit dem Austausch der Spule bezwecken, selbst am Schluß der Großen Spiele die gesamte Situation in die Hand zu nehmen und eigenhändig zu verwerfen. Doch das war ein Irrtum gewesen. Irgend jemand mußte hinter Ford stecken – eine Organisation vielleicht, oder aber ein einzelner, für ihn unbekannter Gegenspieler. Oder gar Kinsington? Und das mußte er jetzt ergründen.

„Hier hinein“, unterbrach Ford seinen Gedankengang. Er öffnete eine metallene Tür und betrat als erster den Raum. Synclisst folgte ihm, wobei er sich mißtrauisch umblickte. Wollte ihm Ford eine Falle stellen? Nun, er würde auf der Hut sein.

Winstons Blick traf auf einen kärglich eingerichteten Raum mit einem kleinen Schreibtisch, mehreren Stühlen und zwei langen Bücherregalen, die links und rechts die Wand säumten.

„Wo sind wir?“ Es war das erstemal, daß Winston Synclisst Ford direkt ansprach. Er sah Ford verwundert an, der sich in einem Stuhl niederließ und ihm bedeutete, es ihm gleichzutun.

„Das, Mr. Winston Synclisst, tut nichts zur Sache. Sie müssen sich im übrigen nicht um Ihren Strahler bemühen. Es ist zwecklos.“

Synclisst zog die Brauen zusammen, doch er erwiderte nichts.

„Ich habe hier“, fuhr Ford weiter, „etwas, das Sie interessieren dürfte.“

Winston Synclisst sagte noch immer nichts. Man hätte glauben können, eine leblose Statue sitze an seiner Stelle, wäre er nicht bei Fords letzten Worten aufgestanden.

„Ihre Gehirnaufnahme!“ Ford streckte die Hand aus. In ihr lag eine kleine, glitzernde Spule. „Ich habe sie ausgetauscht, Mr. Synclisst.“

„Wollen Sie mich etwa erpressen, Ford?“

Ford zuckte die Achseln. „Vielleicht ...“

„Das wird nicht viel nützen. Ich habe Ihren kleinen Trick bereits vor sieben Stunden beobachten können.“

Ford fuhr herum. Sein Gesicht verzog sich, als begreife er plötzlich etwas, das er zuvor nicht bedacht hatte.

„Dann“, sagte er abrupt lächelnd, „ist sie ja wertlos.“ Er holte aus und warf Synclisst die Spule zu, der sie auffing.

Was bedeutete dies? Ford händigte ihm so ganz ohne

weiteres die Spule aus, obwohl er doch damit rechnen mußte, daß er, Winston, nur geblufft haben mochte. Oder überlegte er, daß Synclisst bereits Maßnahmen gegen sie ergriffen hatte – was auch stimmte? Trotzdem würde er doch ein so wertvolles Machtmittel nicht einfach aus der Hand geben, wenn nicht ...

Winston kniff die Augen zusammen. Laut sagte er:

„Wie wollen Sie wissen, daß ich nicht bluffe?“

„Ganz einfach. Ich brauche Ihre Spule nicht“, versetzte Ford mit nonchalantem Lächeln.

Aha! Langsam zog Synclisst einen Glimmstift aus der Tasche und ließ die Spule aufflammen, nachdem er sich mit einem schnellen Blick überzeugt hatte, daß er die echte in der Hand hielt. Ein Duplikat konnte davon nicht angefertigt werden. Dann drehte er sich halb um, wie um Ford die Chance zu geben, in diesem unbedachten Augenblick sein verstecktes As hervorzuziehen, und sagte: „Sie glauben also, Sie hätten mich auch so in der Hand, nicht wahr?“

„Allerdings, davon bin ich überzeugt.“ Winston vernahm ein Klicken und wirbelte herum. Was er sah, bestätigte seine Erwartung.

Ford hielt einen Nadler in der Hand.

Winston bewegte sich langsam auf die Wand zu und blieb dann stehen. Gleich mußte der Augenblick kommen, wo sich sein wirklicher Gegenspieler zu erkennen gab, dachte er. Gleich!

„Heben Sie langsam die Hände, Mister Synclisst. Ja, so ist es richtig. Noch ein wenig. Und jetzt machen Sie keine Bewegung, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist.“

Winston Synclisst folgte stumm dem Befehl. Dabei mu-

sterte er Ford, der plötzlich wie verwandelt war. Dann kam ihm ein Gedanke, und er lächelte.

Ford sah es. Doch anstatt etwas zu sagen, hob er die Linke an seine Wange, festigte den Griff um seinen Nadler, und plötzlich fiel eine Fleischmaske von seinem Gesicht.

„Wußten Sie auch dies?“ fragte er höhnisch.

Synclisst zögerte keine Sekunde. „Ja, gewiß, Mister Heiffal Kinsington!“ Und dann, mit verlangender Stimme: „Was wollen Sie?“

Kinsington schritt langsam auf ihn zu, die Nadlerpistole im Anschlag. In sicherer Entfernung jedoch blieb er stehen.

„Hören Sie mir jetzt gut zu, Mister Synclisst“, sagte er. „Auch wenn Sie mein Spiel durchschaut haben mögen, eines wissen Sie nicht. Und zwar, *wer ich bin!* Sie werden es erfahren, sobald Sie mir eine Frage beantwortet haben. Sie ist überaus wichtig. Überlegen Sie also gut. Sie lautet: ‚Sind Sie bereit, im Falle, daß es sich notwendig erweisen sollte, Ihre diversen Strohmänner abzuschieben und selbst das Spiel als einziger Sieger zu beenden?‘“ Kinsington zögerte einen Moment, dann erklärte er: „Wenn Sie mit ‚Ja‘ antworten, werde ich Ihnen nichts anhaben, sondern nur einige kleine Bedingungen stellen. Wenn Sie mit ‚Nein‘ antworten, gebe ich Ihnen keine Gelegenheit mehr, Ihren Entschluß zu ändern. Also, Sie hörten meine Frage. Wie lautet Ihre Antwort?“

„Ich müßte das Spiel in seinem jetzigen Stadium abbrechen?“

„Ja.“

Synclisst verzog die Mundwinkel. Er sagte:

„Dann lautet meine Antwort: *Nein!*“

Kinsington alias Ford schien eine Sekunde lang zu schwanken. Dann hatte er sich unter Kontrolle. „Sie haben entschieden. Bevor ich Sie jedoch auslösche, sollen Sie erfahren, wer ich bin.“

Synclisst stand unbeweglich da, als Kinsington einen Arm hob. Es wäre jetzt oder nie der Augenblick gewesen, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Doch er rührte sich nicht, er lächelte nur still und vergnügt vor sich hin.

Dann sprach eine hallende, metallene Stimme, und Winston Synclisst erkannte in ihr die des Spielmeisters.

Die *Bank* war also sein Gegenspieler.

„Es ist nur zu verständlich, daß die *Bank*, eine von genialen Köpfen erdachte Maschine, der die Verantwortung über Milliarden von Erdbürgern aufgetragen wurde, gegen Eventualitäten, wie Sie eine darstellen, einige Vorkehrungsmaßnahmen getroffen hat. Mister Heiffal Kinsington ist nichts weiter als ein androides Geschöpf, das von mir gelenkt wird, sobald irgendwer die Großen Spiele zu hintergehen sucht. Vor genau sechs Runden setzte ich Kinsington in das Spiel ein, als ich nämlich bemerkte, daß einzelne Runden zu reibungslos verliefen. Von diesem Augenblick an verfolgte Kinsington jede Handlung in Zusammenhang mit dem Spiel. Und stieß auf *Sie*, Mister Winston Synclisst.

War jedoch sein Verdacht zuerst nur, daß Sie beabsichtigten, die Endspiele zu gewinnen, so änderte sich diese Tatsache, als Sie ihn gewaltsam abschoben. Kinsington war nun gezwungen, einen komplizierten Plan zu entwerfen, um Sie weiterhin beobachten zu können. Also täuschte er seinen Tod vor, um in der Maske von Swen Ford, der

inhaftiert worden war, Ihr Vertrauen endgültig zu gewinnen. Diese Rolle sollte er solange beibehalten, bis er entdeckt hatte, was Sie tatsächlich vorhatten. In der eben abgelaufenen Runde fand er seinen Beweis.

Nun, da wir wissen, daß Sie unbedingt die *Bank* zu sprengen vorhaben, indem Sie sieben Ihrer Leute zu Höchstgewinnern machen, sind wir gezwungen, Sie zu töten, um nicht eine gefährliche Situation heraufzubeschwören, unter der die gesamte Menschheit zu leiden hätte. Denn nur die *Bank* und ihr System vermag das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, auf dem die menschliche Zivilisation beruht. Sie selbst haben für sich entschieden ...“

Synclisist rührte sich noch immer nicht. Nur eine Frage blieb zu klären. Er stellte sie:

„Warum verwendete Ihr Geschöpf nicht die Spule, um mich zu beeinflussen?“

Wieder war es die *Bank*, die antwortete: „Weil das gegen meine, vielmehr *unsere* Gesetze verstoßen würde. Nur eines ist für einen Ausnahmefall vorgesehen, den betreffenden Mann zu töten!“

Wie unlogisch das war! Bluff, nichts als Bluff.

Kinsington bewegte sich. Er schritt langsam zurück, auf die Tür zu, noch immer den Finger um den Abzug gespannt. Die Mündung wies auf Synclissts Kopf. „Rühren Sie sich nicht. Meine Reaktionen sind verdammt schnell.“

Das war aufgelegter Bluff! Eine Maschine und *töten!* Unmöglich. Die *Bank* wollte ihn hier einsperren, damit er sich nicht an den Endrunden beteiligen konnte, das war es. Sonst hätte Kinsington längst geschossen.

Der Android hatte jetzt fast die noch immer geöffnete Tür erreicht. Er sagte betont langsam:

„Ziehen Sie Ihre Waffe heraus, Mister Synclisst. Aber sachte. Keine falsche Bewegung.“

Synclissts Gesicht war angespannt, aber innerlich lächelte er. Dann lag seine Hand auf seinem Nadler.

„Und jetzt lassen Sie die Waffe fallen und schieben sie mit dem Fuß ...“

Synclisst schoß.

Obgleich der Android bedeutend reaktionsschneller war, rührte er sich nicht vom Fleck, da sich seine Absicht zu bluffen mit dem Erhaltungsdrang konfrontierte und also seine Programmierung für diesen entscheidenden Augenblick lähmte.

Kinsington wankte und sackte zu Boden. Er war sofort tot – falls man es als *tot* bezeichnen konnte, wenn ein androides Geschöpf zerstört wurde.

Synclisst straffte sich, steckte seinen Nadler zurück und sagte: „Wer wird mich nun noch hindern, die *Bank* zu sprengen? Wer, frage ich mich? Schließlich gibt es Gesetze, die es einer Maschine verbieten, gegen sie zu verstoßen ...“

Er lauschte auf eine Erwiderung. Sie kam nicht in Form einer Stimme, aber in der eines anderen Geräusches.

Die Tür fiel ins Schloß.

„Ist das die einzige Antwort?“ fragte Synclisst höhnisch. „Eine schwache Tür? Es gibt keine Türen, die mich aufhalten können ...“

„Keine?“ versetzte plötzlich die *Bank*.

„Nicht solange ich einen Nadler habe ...“

Die *Bank* schwieg einen Augenblick. Fast eine halbe

Minute. Dann, in die entstandene Stille hinein, sagte sie kalt:

„Wissen Sie, was man in früheren Zeiten mit Leuten machte, die eine ansteckende Krankheit hatten, die ihre Mitmenschen gefährdete? Mit Aussätzigen zum Beispiel, die sich in die Welt der Gesunden wagten, obwohl es ihnen verboten war ...?“

„Die Zeiten haben sich geändert.“ Winston Synclisist grinste.

Die Maschine erwiderte nichts. Das einzige Zeichen, das sie von sich gab, bestand in einem Vibrieren der Wände. Kurz darauf gesellte sich zu diesem ein ansteigender Summton.

Synclisist schenkte dem keine Beachtung. Die *Bank* konnte ihm nichts anhaben; ihre Gesetze verboten es ihr. Und sollte die Tür verschlossen sein, was er annahm, würde er Mittel und Wege finden, sie zu öffnen.

Er trat zur Tür und drückte die Klinke.

Die Tür war natürlich verschlossen. Ruhig tastete er sie ab. Sie war nicht stark gebaut. Wenn er sich ordentlich dagegen warf, würde sie nachgeben. Er trat ein paar Schritte zurück und nahm einen Anlauf. Im nächsten Augenblick schlug er mit einem hallenden Aufprall dagegen. Er fühlte, wie sie unter der Wucht seines Ansturmes nachgab. Dann stürzte er, zusammen mit der Tür, hinaus ins Freie – eines jungen, noch unerschlossenen Planeten, Hunderte von Lichtjahren entfernt.

Eine Insel im All, ganz allein für Mister Synclisist.

Man hatte ihn per Transmitter ausgesetzt.

\*

Einige Jahrzehnte später stießen von der *Bank* ausgesandte Forschungsschiffe des Irdischen Imperiums auf den Planeten. Im Zuge der Untersuchungen entdeckten sie eine mächtige Blockhütte, gerodetes Land und Dutzende verschiedenartigster Tiere, darunter auch wilde Bestien, die jetzt friedlich und als willenlose Sklaven ihres Herrn in der Gegend umherstrichen. Vom Siedler fand man keine Spur. Doch alles wies darauf hin, daß er noch lebte. Er mußte ein tapferer und harter Mann sein, hatte er sich doch gegen die feindliche Umwelt derart behaupten können.

Man inszenierte eine Suchaktion und stieß dabei auf einige nicht weit entfernte Höhlen, die sichtlich vor kurzer Zeit noch behaust worden waren. Knochenreste von Tieren lagen verstreut umher.

Doch dann machte man den Fund, noch bevor man die Eingeborenen aufspürte.

Ein menschlicher Schädelknochen, der an der Stirn einen klaffenden Spalt aufwies – zweifellos von der Keule eines Wilden.

Der Wilde hatte die geistige Überlegenheit des Mr. Synclisst nicht anerkennen wollen ...

## Arenenspiel

Fenner Lee war erleichtert, endlich von diesem verwünschten Planeten fortzukommen. Dabei war er erst den fünften Tag hier. Und – um ehrlich zu sein – länger hätte er es auch gar nicht ausgehalten, denn seine Augen schmerzten von dem überschwenglichen Blau dieser Welt, das durch den rötlichen Schein der kleinen Sonne pflaumenblau wirkte.

Ausgerechnet *pflaumenblau!*

Fenner Lee wurde übel, wenn er nur daran dachte. Der Planet hatte zu Recht den Namen *Marunke* erhalten, denn: er blickte flach und zusammengequetscht in den Weltraum, und setzte man den Fuß auf ihn, empfing er einen mit blau-strahlendem Lächeln, wohin man blickte.

Fürwahr, eine verwünschte Welt.

Marunke war ein Planet am Rande der Galaxis, und da er für das Imperium weder eine wirtschaftliche noch eine strategische Bedeutung hatte, war er von der Zivilisation noch kaum berührt. Die Kolonisten hier waren arm, und ihre Arbeiter Leihgaben der Zentralregierung auf Terra.

Fenner Lee hatte gerade den Zöllner passiert, der ihn allen Ernstes fragte, ob er etwas zu verzollen habe. Er verzog den Mund. Als gäbe es irgend etwas, das man von dieser Welt mitnehmen möchte. Dabei dachte er angewidert an den blauen Braten, den man ihm heute mittag – und gestern mittag, und vorgestern, und jeden Tag serviert hatte, und den er natürlich nie anzurühren wagte.

Sogleich schmeckte ihm die Zigarette nicht mehr. Halbgeraucht schnippte er sie in hohem Bogen von sich. Er sah,

wie die Glut bläulich auseinanderspritzte, als die Zigarette den aus gepreßtem Lehm bestehenden Boden des Raumhafens erreichte. Das spröde Erdreich knirschte unangenehm bei jedem Schritt, den er auf das Raumschiff zu tat.

Skeptisch betrachtete er das Schiff. Es war ein alter Kahn, der jeden Augenblick auseinanderzufallen drohte. Aber für diese Linie gerade gut genug.

Fünf Passagiere würden neben ihm noch diese Reise antreten; und jeder einzelne von ihnen war wichtig – auf seine Art.

Fenner Lee erreichte das Gestell des Aufzuges, der die Passagiere und die Mannschaft hinauf zur Einstiegsplattform brachte. Die Kräne, die die Ladung löschten, waren schon lange zur Seite gefahren worden. Ein halbes Standardjahr – also etwa ein Jahr Marunke-Zeit – würden sie nutzlos umherstehen, bis das nächste Schiff eintraf.

Bevor Fenner Lee den Fuß in die Aufzugskabine setzte, sah er sich noch einmal um.

An der primitiven Abgrenzung des Raumhafens sah er die Bauern stehen, wie sie sich drängten, um dem Start des Raumers zuzusehen. Für sie war dies eine stets willkommene Abwechslung in ihrem harten und eintönigen Alltag. Er wandte die Augen ab. Mit dieser Welt hatte er nichts mehr zu schaffen und er hoffte, dies würde auch in Zukunft so bleiben.

Beim Aufzug standen einige Männer des Bodenpersonals. Sie beobachteten ihn mit neidischen Blicken. Wenn das Schiff abgeflogen war, würden sie ihre schäbigen Uniformen wieder mit Bauernkleidern vertauschen. Einer von ihnen setzte den Lift in Bewegung, der Fenner Lee zuc-

kelnd und ächzend in die Höhe brachte. Je höher er stieg, desto intensiver bemächtigte sich Fenner Lees eine gut erklärliche Spannung. Er hatte schon viel durchgemacht, aber bei jeder neuen Gefahr überkam ihn dieses Gefühl, das sich in dem Maße verstärkte, als er sich der Gefahr näherte.

Der Aufzug stoppte, er straffte sich und betrat die Plattform zur Einstiegs Luke.

Gleich dahinter wartete der Kapitän auf ihn.

Ohne Gruß sagte er zu Fenner Lee:

„Die anderen Passagiere sind schon hier. Wir warteten nur noch auf Sie.“

„Sehr liebenswürdig“, konterte Lee spöttisch.

Der Kapitän jedoch hatte sich bereits umgewandt, und seine Stimme dröhnte durch den schwach erleuchteten Korridor.

„Ich bin so zu den Menschen“, sagte er, „wie sie es verdienen. Kommen Sie. Ich zeige Ihnen Ihre Kabine.“ Und ohne sich umzublicken ging er voran. Sie kamen zu einer Eisenleiter und mußten aufs Oberdeck klettern. So gelangten sie in einen ovalen Raum, der einige bequeme Stühle beherbergte, die um einen Tisch gruppiert waren. Aus dem Tisch konnte man einen Bildschirm ausfahren.

Sechs Türen führten aus dem ovalen Raum. Der Kapitän deutete auf eine von ihnen, drehte sich wortlos um und kletterte auf demselben Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück. Die Luke schloß er hinter sich.

Fenner Lee betrat seine Kabine, die für ihn eine einzige große Enttäuschung darstellte. Sie war klein, muffig und deprimierend. Er war mit einem Einmann-Raumboot hierhergekommen, das in der Tat sehr eng war. Mit dieser Ka-

bine aber verglichen, bot es das Höchste an Bequemlichkeit. Er zwängte sich auf die harte Liegestatt.

Nachdem die brummige Stimme des Kapitäns über den Lautsprecher ertönt war und die gewöhnlichen Ermahnungen an die Passagiere durchgegeben waren, startete das Schiff.

Fenner Lee stellte befriedigt fest, daß wenigstens die Antigrav-Aggregate des alten Kahns in Ordnung waren. Denn, obwohl ihm Andruck und Schwerelosigkeit längst nicht mehr unbekannt waren, konnte er diese Begleiterscheinungen einfach nicht ausstehen.

Es dauerte nur einen Augenblick, bis sie sich im Weltraum befanden. Das bemerkte Fenner Lee am plötzlichen näselnden Surren der Motoren, das das ohrenbetäubende Getöse ablöste. Nichtsdestoweniger aber würde dies auf die Dauer ebenso nervenzermürend wirken.

So gut es ging, machte er es sich auf seinem Lager bequem und überdachte die Lage. Hatte er sich alles gut eingeprägt? Er durfte keinen Fehler begehen. Es hing alles von einem planmäßigen Verlauf ab. Und zwar viel. Das ganze uneingeschränkte Fortbestehen einer Rasse. Er mußte seine Rolle also gut spielen. Er mußte damit ans Ziel kommen.

Die Minuten verstrichen. Vom Gemeinschaftsraum her drangen einige Stimmen, die er sich aber nicht zu entwirren bemühte.

Plötzlich klopfte es an seine Tür. Er arbeitete sich von seinem Lager hoch und ging zur Tür. Schwungvoll öffnete er sie.

Der Mann vor ihm war klein, dick und besaß flinke Au-

gen. Sein wahres Alter sah man ihm höchstens an der kahlen Schädeldecke und an dem Kranz weißer Haare, der diese einrahmte, an. Über dessen Schulter hinweg sah Fenner Lee vier weitere Männer, die es sich in den Stühlen bequem gemacht hatten.

Mit breitem Lächeln und hoher Stimme sagte der Mann vor ihm: „Sie müssen Fenner Lee sein!“

„Sie kennen mich?“ fragte er erstaunt.

„Nur die Namen der Passagiere“, antwortete der Dicke. „Und da ich mich mit den anderen Herren schon bekannt gemacht habe, bleibt nur noch ein Name.“ Er lächelte entschuldigend. „Wir dachten, Ihnen sei übel, weil Sie nicht herausgekommen sind. Aber ich sehe mit Beruhigung, daß unsere Sorgen umsonst waren.“

„Da haben Sie recht“, meinte Fenner Lee mit seinem eindrucksvollsten Lächeln.

„Übrigens, ich heiße Fedor – Fedor Fellini.“ Der Dicke streckte ihm die Hand hin. Fenner Lee drückte sie mit einem Teil seiner Kräfte. Fedor entzog ihm seine Wurstfinger schnell.

Fenner Lee schloß seine Kabine. Fellini nahm ihn an der Armbeuge und führte ihn in den Raum.

„Ich werde Sie erst einmal mit den anderen Herren bekannt machen“, meinte er dabei. „Fangen wir gleich mit Herrn Eugen Meister an ...“

Er blieb bei einem schlaksigen dünnen Mann stehen, der sich aufrichtete, als ihm Lee die Hand reichte. Er hatte ein faltiges, sorgenvolles Gesicht, das schmal war und von einer langen, spitzen Nase dominiert wurde.

„Herr Meister“, erklärte Fellini, „war einst ein vielver-

sprechender Biologe, aber ein harter Schicksalsschlag traf ihn am Höhepunkt seiner Laufbahn, und er wurde nach Marunke verschlagen.“

„Jetzt habe ich genügend Geld beisammen“, ergänzte Meister, „um von hier fortzukommen. Ich will im Zentrum der Galaxis neu anfangen.“

„Viel Glück“, wünschte Lee, während sich der heruntergekommene Biologe setzte. Im Nebenstuhl war ein Mann gesessen, der sich nun erhoben hatte. Fenner Lee musterte seine schäbige Kleidung; sein weißes langes Haar und seine gebeugte Haltung überzeugten ihn davon, daß dieser Mann bei weitem der älteste der Passagiere war.

„Herr Doktor Mamblin.“ Fellini deutete auf den Alten. „Er war lange Jahre Missionar auf Marunke, jetzt aber fühlt er sich schon zu schwach für seine Aufgabe. Übrigens hat Herr Doktor Mamblin Psychologie und Philosophie studiert.“

Sie schüttelten einander die Hände.

„Sehr angenehm“, sagte Mamblin mit leiser Stimme.

Fellini führte Fenner Lee weiter.

Sie kamen zu einem nervösen Männchen, das vor dem ausgefahrenen Bildschirm saß und den Planeten betrachtete.

„Und dies ist Herr Timbald“, sagte Fellini zu Lee.

Das Männchen schien nichts zu hören.

„Herr Timbald“, sprach Fellini ihn an, ihn dabei an der Schulter tufend. Der Nervöse blickte auf, während er mit der einen Hand den Zeigefinger der anderen knetete. Seine Augen zuckten von Fellini zu Fenner Lee und zurück.

„Bitte?“ fragte er, fand dann aber zurück zur Situation

und sagte mit einem versuchten Lächeln: „Äh – ach so, ich heiße Efreim Timbald.“

Er reichte Fenner Lee eine knochige Hand.

„Drücken Sie nicht zu stark“, bat Fellini scherzhaft.

Der Nervöse setzte sich wieder, erneut den Bildschirm betrachtend, wo die pflaumenblaue Welt zu der Größe eines der anderen Sterne zusammengeschrumpft war.

Fellini sagte in einer Lautstärke, die zu einem Flüstern herabgesenkt war, zu Lee: „Sie dürfen es ihm nicht übel nehmen. Er ist zerstreut. Er hat schon viel hinter sich. Einst war er ein großer Pharmazeut. Dann wurde er in einen galaxenweiten Skandal verwickelt und tauchte auf dieser Welt unter. Hier mixte er für die Bauern simple Salben und Tropfen, die ihm immerhin soviel Geld einbrachten, daß es für eine Rückreise in die Zivilisation reichte. Er hofft, daß inzwischen über die damalige Angelegenheit Gras gewachsen ist.“

Etwas abgesondert von den anderen saß ein blonder Riese, der ihrem Gespräch mit neugierigen Augen folgte. Als er Fenner Lees Blick auf sich ruhen sah, fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen. Entschuldigend sagte er: „Halten Sie mich nicht für aufdringlich, Mister, aber ...“

Fellini fiel ihm ins Wort.

„Er hat seine Erinnerung verloren. Jetzt saugt er alles, was er nur kann, gleich einem trockenen Schwamm auf. Sie dürfen seine Neugierde nicht als Unhöflichkeit auffassen.“ Der blonde Hüne stand auf und lächelte Fenner Lee an, als Fellini ihn vorstellte.

„Herr Abraham Hudson“, erklärte er und machte eine Pause, in der er den anderen betrachtete. Hudson war min-

destens so groß wie er selbst, hatte breitere Schultern und einen trainierten Körper, dessen Muskeln sich durch das enganliegende Gewand zu pressen schienen. Er mußte einmal eine stattliche Erscheinung abgegeben haben, jetzt aber war sein Gesicht eingefallen, und Ringe unter den Augen zeugten von einer seelischen oder körperlichen Belastung.

Fenner Lee wollte ihm die Hand reichen, aber Fellini hielt ihn schnell zurück.

„Es ist besser, wenn Sie dies nicht tun“, sagte er ernst. „Herr Hudson ist von einem unbekanntem Fieber befallen, das er sich in den Dschungeln von Marunke zugezogen hat. Es ist zwar nicht sicher, ob es durch körperliche Berührung übertragbar ist, aber man sollte es nicht darauf ankommen lassen.“

Über Hudsons Gesicht war ein Schatten gehuscht.

„Sie wissen über Herrn Hudsons Krankheit ziemlich genau Bescheid“, meinte Fenner Lee mit einem Blick auf den blonden Riesen.

Fellini lachte. „Das muß ich wohl. Er ist mein Patient. Ich war Arzt auf Marunke. Sein Fall interessierte mich, und darum nahm ich mich seiner an. Außerdem ermöglichte er es mir, diesen Planeten zu verlassen. Wir sind jetzt unterwegs nach Aldebaran. Dort gibt es die größte Klinik des Universums – und die modernste. Findet man dort kein Mittel für Herrn Hudsons Genesung, dann bin ich am Ende meiner Weisheit.“

Fenner Lee warf Fellini einen warnenden Blick zu. Dieser winkte ab.

„Geheimniskrämerei ist nicht notwendig“, sagte er laut.

„Ich habe Herrn Hudson nicht vorenthalten, wie es um ihn steht.“

Hudson nickte bestätigend. „Ja. Auf mein eigenes Verlangen hin. Ich hasse es, von einem Arzt belogen zu werden. Wenn ich sterbe, möchte ich wissen, wann.“

„Ist es wirklich so ernst?“ erkundigte sich Fenner Lee.

„Ach was“, bagatellierte Fellini und wischte alle Bedenken mit einer Handbewegung beiseite.

„Machen Sie mir nichts vor, Doc“, sagte Hudson wissend. „Ich bin mir ganz darüber im klaren, wie schlecht es um mich steht. Oder ließen Sie mich auf Marunke nur zum Spaß unter Quarantäne stellen?“ An Fenner Lee gewandt fuhr er fort: „Er brachte mich in einem isolierten Raum unter. Die Luft, die ich atmete, wurde nitriert. Mit keinem Menschen kam ich in Berührung. Und was weiß ich, welche Vorkehrungen er noch getroffen hat, um einer eventuellen Ansteckungsgefahr aus dem Wege zu gehen. Ja, und dann wurde ich noch in einem isolierten Wagen zum Raumschiff gebracht. Ob Sie es glauben oder nicht, aber ich habe nicht das geringste von Marunke erblickt. Keinen Lichtschimmer.“ Eine Erregung hatte sich während der letzten Worte seiner bemächtigt.

Lee wollte eben einwerfen, daß er, Hudson, dabei nichts versäumt habe, als ihm Fellini zuvorkam.

„Schon gut, schon gut“, sagte dieser beschwichtigend, wobei er wieder das gewohnte Lächeln auf seine Züge zauberte. „Jedenfalls werden Sie auf Aldebaran geheilt. Wenn Sie wenigstens Ihre Erinnerung hätten, dann könnte man vielleicht herausfinden ... Aber das wird Sie gewiß langweilen, Herr Lee.“

„Nicht im geringsten“, winkte dieser ab.

„Aber mich“, sagte da Hudson spontan. „Vielleicht könnten wir ein etwas erfreulicheres Gesprächsthema finden. Sie müssen verstehen, Herr Lee, aber mich interessiert alles. Ich fühle mich wie ausgehöhlt. Alles, wo einmal Erinnerungen gewesen sein mußten, ist leer.“

„Oh, nicht doch. Ich kann Ihren Wissensdurst sehr wohl verstehen. Mir ging es einmal so ähnlich“, eröffnete ihm Fenner Lee. Er zog einen Stuhl zu sich heran und nahm Platz. Dabei hatte er ihn so gestellt, daß er den ganzen Raum überblicken und jeden anderen Passagier im Auge behalten konnte. Fellini hatte sich ebenfalls gesetzt.

„Wie meinen Sie das – Ihnen ging es genauso?“ fragte Hudson.

„Was sind Sie eigentlich?“ meldete sich Doktor Mamblin vom anderen Ende des Raumes zu Wort. Sein stechender Blick ruhte auf Fenner Lee. „Ich meine, was sind Sie von Beruf – oder wenn Sie keinen haben: was treiben Sie?“

Fenner Lee versuchte, beide Fragen zugleich zu beantworten, obwohl die Fragesteller in ganz anderen Richtungen saßen.

„Ich kann Ihre Fragen im selben Zusammenhang beantworten“, sagte er. Er blickte Hudson an. „Ich habe selbst einmal für einige Zeit mein Gedächtnis verloren. Das passierte mir auf Soufeil V, bei einer Zicken-Stampede.“ Und zu Mamblin gewandt, fuhr er fort: „Mein Beruf – wenn man meine Tätigkeit als solchen bezeichnen kann und nicht vielmehr eine Berufung nennt – führte mich dorthin. Ich bin Stammvater.“

„Interessant“, ließ Fellini von sich hören. Alle blickten

Fenner Lee an. Sogar Efreim Timbald sah vom Bildschirm auf.

„Was ist ein *Stammvater*?“ fragte Hudson. „Und was sind *Zicken*?“

„Was eine Stampede ist, wissen Sie?“ wollte Lee erfahren.

„Ja, sicher“, gab Hudson zurück. „Ich habe nicht alles vergessen.“

Lee nickte. „Das leuchtet ein.“ Er sprach zu Hudson, aber alle schenken ihm Gehör.

„Ein Stammvater ist ein von der Regierung gestellter Mann, der auf einer unbekanntem Welt ausgesetzt wird, um dessen Eignung für eine menschliche Besiedlung festzustellen. Er ist also mehr oder weniger ein Versuchskaninchen. Zicken sind antilopenartige Dreihörner mit gewaltigen Hufen. Ich geriet in eine Stampede, und die Gefahr und die Angst um mein Leben lösten eine zeitweilige Amnesie aus.“

„Was ist Amnesie?“ fragte Hudson. Während es ihm Fellini erklärte, beantwortete Fenner Lee eine Frage, die ihm Eugen Meister stellte.

„Warum ich mich auf Marunke befand?“ wiederholte er. Dabei beglückwünschte er sich in Gedanken. Es lief alles wie am Schnürchen. Äußerlich wurde er ein wenig nachdenklich. „Ja, das ist so eine Sache ... Ich hatte nämlich wieder einen Auftrag erhalten. Anfangs war alles sehr vielversprechend, aber dann ... Es war wie ein Alptraum – der eigentlich noch immer nicht zu Ende ist.“

\*

Fenner Lee straffte sich. Er hätte am liebsten eine Zigarette geraucht. Nur ging das leider nicht, weil das Rauchen in Raumschiffen grundsätzlich verboten war.

„Ihre Arbeit muß ja äußerst interessant und abwechslungsreich sein“, meinte Doktor Timbald. „Ich könnte mich auch dafür begeistern.“ Er lächelte etwas wehmütig. „Schon als Junge habe ich immer von Abenteuern geträumt, die ich einmal bestehen würde – wenn ich erst einmal älter wäre. Aber meine körperliche Konstitution entsprach nicht gerade den Anforderungen.“

Fenner Lee übergang Timbalds Erinnerung an seine Jugendträume, bemerkte jedoch zu seiner ersten Vermutung:

„Ja. Abwechslungsreich und gefährlich.“

„Gefährlich?“ sagte Doktor Mamblin ein wenig ironisch. „Ich dachte, jeder Planet würde, bevor ihn ein Mensch – und darin sind auch die Stammväter inbegriffen – betreten darf, von wissenschaftlichen Teams nach allen Regeln der Kunst untersucht.“

„In gewisser Weise haben Sie da recht“, gab Fenner Lee ihm die zumindest ebenso ironische Antwort. „Sie dürfen aber nicht vergessen, daß diese Tests und Untersuchungen nur von Raumschiffen ausgehen, die um diese fragliche Welt kreisen. Und wenn sich einhellige Ergebnisse aus der Luft beschaffen ließen, glauben Sie, die Regierung würde dann noch Stammväter ein Jahr lang aussetzen? Bestimmt nicht. Aber es gibt noch Hunderte ungewisser Fakten, selbst nachdem die wissenschaftlichen Tests abgeschlossen sind. Unbekannte Bakterien zum Beispiel, Krankheitserreger, die erst an menschlichen Objekten festgestellt werden können. Sie brauchen nur Marunke zu nehmen – ein Pla-

net, der schon seit Hunderten von Jahren von Menschen besiedelt ist, und in dieser Zeit ist nichts vorgefallen. Plötzlich taucht eine bisher unbekannte Krankheit auf. Herr Hudson hier ist der beste Beweis.“

„Ein hinkender Vergleich, mein Herr“, ließ sich Mamblin nicht von seinem Standpunkt abbringen. „Das müssen Sie zugeben. Außerdem ist dies eine Ausnahme ...“

„... die die Regel bestätigt“, fuhr ihm Fenner Lee ins Wort.

Ohne aus dem Konzept gebracht zu sein, wollte Doktor Mamblin zu einer Entgegnung ansetzen, doch Fellini war schneller.

„Aber meine Herren“, sagte er mit einer Stimme, die noch höher klang als sonst. „Sie werden sich doch nicht wegen solcher Lappalien streiten. Diese Reise ist ohnehin beschwerlich genug, wollen wir sie uns nicht so angenehm wie nur möglich gestalten?“

„Ich finde es unhöflich von Ihnen“, rügte Meister, „daß Sie sich in die Diskussion dieser beiden Herren eingemischt haben. Schließlich ist das ihre eigene Angelegenheit.“

„Aber wir müssen es uns anhören“, verteidigte sich Fellini.

„Sie müssen nicht“, gab Meister eisig zurück. „Sie haben immer noch Ihre Kabine ...“

„Mein Gott“, sagte da Timbald mit verzweifelter Stimme. „Jetzt sind wir kaum zwei Stunden im Weltraum, und schon beginnt die Zankerei. Ich glaube wohl, daß so mancher normale Mensch im Weltraum verrückt geworden ist. Bestimmt kann man es werden, wenn man Ihnen zuhört.“

Danach kam ein betretenes Schweigen. Hudson hatte wohl geschwiegen, jedoch mit interessiert blickenden Augen an den Geschehnissen teilgenommen. Er war es auch, der das Schweigen brach.

„Entschuldigen Sie“, wandte er sich an Fenner Lee, „aber mir ist aufgefallen, daß Sie eine Frage noch immer nicht beantwortet haben.“

„Und die wäre?“ fragte Lee höflich.

„Warum Sie auf Marunke waren.“

Ja, warum ich auf Marunke war, dachte Fenner Lee. Dies war eine ganz entscheidende Frage. Sie führte nämlich zum eigentlichen Thema zurück. Und sie würde, so schnell als es in seiner Macht lag, zum Ziel führen. Was hätte er wohl geantwortet, wenn Hudson ihn gefragt hätte, weshalb er sich auf diesem Schiff befand? Er hätte gelogen, natürlich. Er straffte sich, entschlossen, das Katz- und Maus-Spiel in ein entscheidendes Stadium zu bringen.

„Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach“, sagte er. „Und vor allem nimmt sie sehr viel Zeit in Anspruch.“

„Erzählen Sie ruhig“, ermunterte ihn Timbald.

„Ja, erzählen Sie“, ersuchte auch Hudson.

Mit einem Seitenblick auf Doktor Mamblin gab Fenner Lee zu bedenken, daß sich vielleicht der eine oder andere der Passagiere langweilen würde.

„Diesen Herren bleibt ja immer noch Ihre Kabine“, sagte Fellini, Meister anlächelnd.

„Dort werde ich mich auch hinbegeben“, bemerkte Meister würdevoll.

Mamblin erhob sich ebenfalls. „Ich höre mir diese Angeberei auch nicht an“, gab er bekannt.

„Warum also kamen Sie nach Marunke?“ fragte Fellini.

Fenner Lee räusperte sich. „Wie gesagt, es hing mit meinem letzten Auftrag zusammen.“ Er machte eine Pause und sah Meister zu, wie er in seiner Kabine verschwand, dann setzte er sich zurecht und erzählte:

„Ich werde mich kurz fassen. Ich sollte einen Planeten betreten, dessen wissenschaftliche Erforschung praktisch abgeschlossen war. Ich sollte als einziger Mensch mit tausend Arbeitern ein Jahr lang auf ihm ausgesetzt werden. Willis Erde war ...“

Doktor Mamblin, der eben im Begriff war, seine Kabinentür zu öffnen, blieb stehen. „Willis Erde?“ fragte er.

„Wenn Sie schon kein Interesse zeigen, dann stören Sie wenigstens nicht“, fuhr Fellini ihn an.

„Sie waren Stammvater auf Willis Erde ...?“ fragte Mamblin wieder, ohne auf Fellini zu achten.

„Ja“, bestätigte Fenner Lee.

Mamblin schritt zu seinem Sitzplatz zurück.

„Lassen Sie sich durch meine Anwesenheit nur nicht stören“, sagte er zu Fenner Lee. Dieser holte tief Atem und begann von neuem zu erzählen.

„Ich mußte also nach Willis Erde. Eigentlich ein ganz verrückter Name, den diese Welt nach ihrem Entdecker, Kapitän Willi, erhielt. Als jener durch das Teleskop auf den Planeten geblickt hatte, rief er aus: „Eine zweite Erde!“ Daher auch: Willis Erde. Danach kamen die wissenschaftlichen Teams und stellten ihre theoretischen und praktischen Tests an. Die Ergebnisse fielen durchwegs positiv aus. Also rechnete man auch nicht mit einer ernstlichen Gefahr. Aber diese war vorhanden. Ich sollte ein Jahr auf

Willis Erde bleiben – es wurde jedoch kaum ein Monat daraus. Die erste Zeit ging alles gut. Mit den Arbeitern hatte ich keine Schwierigkeiten, das Wetter war immer ausgezeichnet, obgleich in den Berichten stand, daß sich oft größere Naturkatastrophen einstellten – ganz plötzlich, von einer Minute zur anderen.

Naturkatastrophen erlebte ich nicht. Eines Tages aber ...“

\*

Der Stammvater ließ den Blick hinüber zum Horizont wandern, wo die Sonne gerade im Untergehen war. Eine große Sonne, die die bauschigen Wolken violett färbte. Ein leichter Wind war aufgekommen, der die Geräusche der Insekten und das erste Sich-Melden der Nachtvögel zu ihm herüber trug, gemeinsam mit dem Duft von Pflanzen und frischer, reicher Erde. Die Arbeiter hatten sich zur Ruhe begeben, und ihre Lieder von der Heimat, die der Vergangenheit nachtrauerten, klangen zu ihm herauf.

Das Haus des Stammvaters stand auf einem Hügel. Von hier aus konnte man über das weite, wilde Land blicken. Wälder so weit das Auge reichte. Im Westen führten sie bis zum Horizont, im Norden wurden sie von einem Gebirgszug begrenzt. So schön diese Welt auch war, mit der Erde konnte man sie nicht vergleichen. Nicht, daß man einen Vergleich scheuen müßte, ganz im Gegenteil: aber diese Welt war anders. Viel faszinierender. Eigenartig auf eine ganz bestimmte Art.

Hier würde man seine Wanderlust vergessen können, dachte der Stammvater. Aber nicht nur das. Es wäre viel-

leicht ganz gut, sich einmal Gedanken über die Zukunft zu machen. Er brauchte nicht erst Vor- und Nachteile gegeneinander abzuwägen, er wußte, daß dies auf jeden Fall der geeignete Platz war, um ansässig zu werden. Aber in seinem Innern wußte er auch, daß dies nur ein kurzer Traum sein würde. Er hielt es nirgendwo länger als ein Jahr aus. Stets zwang ihn irgend etwas weiterzuziehen. Zur nächsten Welt. Neuen Boden für das Menschengeschlecht erobern. Seltsam eigentlich, daß er es nirgends länger aushielt. Vielleicht lag es daran, daß nach dieser Zeit dann die Menschen kamen. Und mit ihnen das geschäftige Treiben. Möglich, daß er ihre Gesellschaft nicht ertragen konnte.

Wie lange würde diese Welt nach ihrer Freigabe zur Besiedelung wohl noch ruhig bleiben? Wie lange noch, bis die Stahlbauten aus dem Boden schießen und die Erhabenheit dieser Natur zerstören würden?

Seltsam, auch in Gegenwart der Arbeiter fühlte er sich nicht so eingengt wie im Beisammensein mit Menschen. Er blickte hinunter zu den Lagerfeuern der Nicht-Menschlichen, wie die Arbeiter vom arroganten Homo sapiens genannt wurden. Es waren alles einmal stolze Völker gewesen. Stolz auf ihr Schaffen und froh, daß sie lebten. Aber dann war der Mensch gekommen, hatte sie verachtet, weil sie entweder Schuppenwesen waren oder sonstwie dem Menschen unähnlich. Er hatte sie verachtet ob ihrer Einfachheit. Da hatte er ihren Stolz gebrochen, nur weil sie noch nicht seine Entwicklungsstufe erreicht hatten. Er hatte sie für niedrige Arbeiten eingesetzt – und sie als Krönung ihrer Demütigungen schließlich gegeneinander in Arenen kämpfen lassen.

Die Arenen waren so eine Sache für sich. Man hatte erkannt, daß der Mensch noch nicht für das friedliche Leben geeignet war: er hatte noch zu viel von der Wildheit seiner Ahnen. Und um den Kämpfen der Menschen untereinander ein Ende zu bereiten, hatte man andere Wesen sich gegenseitig bekämpfen lassen – in öffentlichen Arenen.

Wer wohl der Wilde war, der Mensch oder der Nicht-Mensch?

Ein Reporter hatte ihn einmal gefragt, wie er es denn mit seinem Gewissen vereinbaren könnte, einerseits den Menschen Vorwürfe zu machen, die die Nicht-Menschlichen mißhandelten, andererseits sich aber dafür hergebe, sie unter *seiner Aufsicht* für die Menschen arbeiten zu lassen. Damals hatte er keine Antwort gegeben, heute wußte er eine.

Die tausend Cyler, Moklonen, Wih's und wie sie alle heißen mochten, brauchten bei ihm nicht mehr zu arbeiten als Menschen – stünden sie unter seiner Aufsicht. Und wären es Menschen, die unten im Tal ihre Lagerfeuer brennen hätten, sie müßten genauso zupacken.

Daß es auch unter den Nicht-Menschlichen üble Charaktere gab, war nicht von der Hand zu weisen – bekanntlich ist selten ein Ast ganz rein von Blattläusen. Aber der Mensch, so empfand er, sollte doch erst einmal seinen Stammbaum von den Blattläusen säubern, bevor er sich erdreistete, andere als minderwertig zu behandeln, die ihm rein charakterlich mindestens ebenbürtig waren. Aber was nützte es?

Gerade als er daran ging, die Funkverbindung mit dem Raumschiff, das um den Planeten kreiste, herzustellen, kam

einer der Vorarbeiter aufgeregt zu ihm gerannt. Es war ein mächtiger Cyler, dessen Flügelstutzen auf seinem Rücken erregt zitterten.

„Herr!“ rief er mit offenem Fischmund, aus dem keuchend sein Atem stieß. „Zwei Moklonen ... gerade, vor Minuten ... sie gestritten, dann ...“

„Was sagst du da?“

Der Cyler nickte mit seinem riesigen Kopf.

„Sie sind beide sterben“, sagte er.

„Sie sind tot?“

„Ja, Herr. Tot wie Baumast.“

Der Stammvater stellte sich vor den mächtigen Cyler und blickte staunend zu ihm auf. „Sind sie vom Baum gefallen?“

Der Cyler schüttelte den Kopf. „Nein. Sie selbst sich töten. Streiten um Baumast.“

„Komm, gehen wir hinunter“, sagte der Stammvater. Er war aus dem Bericht nicht recht klug geworden. Ganz abgesehen davon, waren die Moklonen äußerst friedfertige Wesen. Er glaubte, den Bericht des Cylers falsch zu deuten.

Sie schritten durch die Reihen der Arbeiter, die alle zu singen aufgehört hatten. Eine seltsame Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt, wie sie dergleichen der Stammvater noch nie an ihnen bemerkt hatte.

Dann kamen sie zu einer Lagerfeuer, um die sich eine Gruppe von Moklonen geschart hatte. Der Cyler ging voran und schob sie auseinander. Da lag der Blick frei auf zwei am Boden liegenden Gestalten.

Sie waren tot, das stand einwandfrei fest. Der Cyler

bückte sich und hob einen Ast auf. Er reichte ihn dem Stammvater.

„Baumast“, sagte er dabei.

„Um diesen Ast haben sie sich gestritten?“ staunte der Stammvater. Er konnte keine nennenswerten Absonderlichkeiten an ihm feststellen, die jemanden – und gar einen Moklonen veranlaßt haben mochten, dafür zu töten.

„Ja“, bestätigte der Cyler.

Der Stammvater musterte noch einmal die beiden Toten und befahl, einen von ihnen zur Untersuchung hinauf in seine Hütte zu bringen. Das Holz wollte er ebenfalls mitnehmen, um es einigen Tests zu unterziehen. Vielleicht würde das Mikroskop einiges enthüllen, was normalerweise dem Auge verborgen blieb. Er konnte sich aber immer noch nicht vorstellen, was es sein könnte.

Nachdenklich ging er den Weg zurück, kam an einigen dunkel gegen den sternklaren Himmel abstechenden Blockhütten vorbei. Sie waren als vorübergehende Behausung für die späteren Kolonisten gedacht.

Und erneut fiel ihm die Unruhe auf, die allen Bewegungen der Arbeiter innewohnte. Sie schlenderten umher, als suchten sie etwas.

Aber keiner stieß den anderen an. Auch vor dem Stammvater machten sie einen großen Bogen.

Ein grobknochiger Ostaner kam auf ihn zu, seine mächtigen Klauen an den schuppigen Seiten schwingend. Der Stammvater meinte, er würde jetzt ausweichen, aber der Ostaner tat nichts dergleichen. Knapp vor ihm blieb er plötzlich stehen und sah ihn an. Seine Augen glitzerten, und dann – grinste er. Es war ein so satanisches Grinsen,

daß es den büffelähnlichen Kopf in eine Teufelsfratze verwandelte. Den Stammvater überrann ein eiskalter Schauer. Schon wollte er zur Waffe greifen, doch in diesem Augenblick wandte sich der Ostaner von ihm ab und ging weiter seines Weges. Der Stammvater blickte ihm noch lange nach. Aber der Ostaner verschwand in der unruhigen Menge, ohne sich ein einziges Mal umgesehen zu haben.

Na so etwas, dachte der Stammvater. Ein Ostaner und grinsen. Aber er konnte die Situation nicht vergessen.

Ein Schrei zerriß die Nacht.

Der Stammvater fuhr herum, in Richtung des Geräusches.

Hinter einem Blockhaus kam ein Wih hervor, einen schreienden Moklonen hinter sich her zerrend. Der Stammvater wollte hineilen, aber da vernahm er hinter seinem Rücken ein berstendes Geräusch. Er sah, wie einige Cyler sich an einem halbfertigen Blockhaus zu schaffen machten.

Sie trugen es ab. Stamm für Stamm.

Und wieder fiel einer der schweren Pflöcke berstend zu Boden.

„He! Seid Ihr denn wahnsinnig geworden?“ schrie er ihnen zu. Ein Cyler Vorarbeiter wollte an ihm vorbei.

„Halte sie auf!“ brüllte er ihn an. „Sage ihnen, sie sollen mit diesem Wahn aufhören.“

Doch der Cyler beachtete ihn nicht. Und dann sank er tot zu Boden. Eine riesige Keule, von einem anderen Cyler geschwungen, hatte ihn getroffen.

Dann brach ein Inferno los, bei dem der Stammvater völlig die Übersicht verlor. Er rannte umher und versuchte, den Arbeitern Vernunft beizubringen. Aber seine Bemühungen waren vergeblich. Einige Blockhäuser brannten

lichterloh, auf anderen tummelten sich die Arbeiter und trugen sie ab. Sie alle befanden sich in wilder unkontrollierter Bewegung.

So mußte es in den Arenen zugehen, durchfuhr es den Stammvater. Ja, das hier war eine riesige Arena – in der *er* Zuschauer war. Angewidert senkte er den Blick, dann entsann er sich seines Funkgerätes. Wenn er schon nicht nützlich eingreifen konnte, wollte er wenigstens so schnell wie möglich die Wissenschaftler um Rat fragen.

Während er den Hügel hinaufstürmte, kam ihm erst zu Bewußtsein, welches Glück er gehabt hatte, nicht von irgendeinem Arbeiter getötet zu werden. Glück? Nein, ganz bestimmt nicht. Wie oft hätte sich die Gelegenheit geboten, ihn umzubringen.

Ja, das war es. Die Arbeiter hatten ihn verschont. Wis-sentlich verschont. Aus welchem Grund? Bestimmt mit Absicht. Irgendeine Absicht mußte dahinterstecken. Aber welche?

Er konnte nicht klar denken, als er das Sprechgerät erreichte. Es kreischte wie irrsinnig. Im Schiff hatte man sich also Sorgen um ihn gemacht, da er seine Zeit, um die er allabendlich anzurufen pflegte, um eine gute Viertelstunde überschritten hatte.

Er drückte die Sprech- und Empfangstaste nieder.

„Willis Erde. Hier ist Willis Erde. Hört ihr ...“, keuchte der Stammvater ins Mikrofon.

„Hier Kontrollschiff Pioneer. Wir versuchen schon seit einer ...“

„Sei still. Hol lieber den Doc ...“

Durch Meisters Erscheinen wurde die Erzählung unterbrochen.

„Hier kann ja kein Toter ein Auge zubekommen“, meinte er. „Das ganze Schiff zittert.“

„Ich bemerke nichts“, stellte Fellini fest.

„Sie werden es schon merken, wenn Sie versuchen einzuschlafen.“

„Seien Sie still“, fuhr Doktor Mamblin Meister an.

„Nanu?“ tat dieser erstaunt.

„Setzen Sie sich schon.“ Hudson blickte böse zu Meister hinüber. Dieser schüttelte den Kopf, tat aber, wie ihm geheiß.

„Wo war ich nun stehen geblieben?“ fragte Fenner Lee.

„Als Sie das Schiff angerufen hatten und nach dem Doc verlangten“, war ihm Hudson behilflich. „Seinen Namen nannten sie aber noch nicht ...“

„Ist das alles wirklich wahr?“ fragte Mamblin, fügte aber noch schnell hinzu: „Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will Sie nicht der Lüge bezichtigen. Aber der Öffentlichkeit wurden diese Tatsachen verschwiegen. Es wurde lediglich bekanntgegeben, daß Willis Erde nicht für eine Kolonisation geeignet sei.“

„Alles, was ich erzählt habe, entspricht der Wahrheit“, erwiderte Fenner Lee.

„Und Sie wissen auch, warum die Nicht-Menschen wahnsinnig wurden?“ fragte Meister. „Hing es mit dem Planeten zusammen?“

„Ja, es bestand ein Zusammenhang“, bestätigte Fenner Lee.

„Und was war es, das diese Außerirdischen in den Wahnsinn trieb?“ erkundigte sich Hudson. Er war ganz unruhig vor Neugierde und wetzte auf seinem Stuhl hin und her. „Was brachte diese Wesen dazu ...“ Er hielt plötzlich inne und schüttelte den Kopf. „Was ist das nur?“ fragte er mehr zu sich selbst.

„Was?“ wollte Doktor Mamblin wissen.

„Es juckt.“ Hudson kratzte sich am Arm. „Es juckt ganz irrsinnig. Es wird wieder lebendig. Das Fieber erwacht!“

„Er hat einen seiner Anfälle“, klärte Fellini die anderen auf und erhob sich. Er ging in seine Kabine und holte ein pistolenähnliches Ding, das er griffbereit vor sich auf den Tisch legte.

„Was haben Sie da?“ Fenner Lee blickte Fellini fragend an. „Eine Pistole etwa?“

Der Dicke winkte ab, ohne aber dabei Hudson aus den Augen zu lassen. „Keine Sorge. Dieses Ding schießt mit Narkotikum gefüllte Kanülen ab. Es war schon einmal notwendig, daß ich Herrn Hudson, wenn er einen seiner Anfälle hatte, eine von ihnen einschob.“

„Nein, Doc“, flehte Hudson, „nicht wieder dieses Ding. Es geht gleich wieder vorbei. Sicher, das verspreche ich Ihnen. Nur, es juckt so stark.“

Er machte Anstalten, sich zu erheben.

„Hudson“, sagte Fellini drohend, und es klang grotesk bei seiner hohen Stimme. Er zielte mit der Pistole.

Hudson ließ sich sofort wieder in den Stuhl zurückfallen.

„Es ist schon vorbei“, sagte er plötzlich, als wäre nichts gewesen. Die anderen konnten aber ihre mißtrauischen Blicke nicht ganz verbergen. Wie um seine Harmlosigkeit

zu demonstrieren, wandte er sich an Fenner Lee. „Vielleicht wiederhole ich meine vorhin gestellte Frage. Ich wollte wissen, was die Nicht-Menschen in den Wahnsinn trieb.“

Fenner Lee zuckte die Schultern. „Das wissen wir bis jetzt noch nicht. Es steht nur fest, daß es sich ...“

\*

„... um irgendwelche Krankheitserreger handelt“, hörte der Stammvater aus dem Lautsprecher.

„Hat die Maschine registriert, in welcher Form sie auftreten?“ fragte der Stammvater.

„Nein, scheinbar nicht. Die Lochstreifenmuster, die Sie mir durchgaben, enthielten keine diesbezüglichen Angaben.“

„Das ist mir unerklärlich“, sagte der Stammvater.

„Vielleicht müßten wir Ihre Testmaschine einmal untersuchen. Möglich, daß sie nicht mehr intakt ist – was ich aber stark bezweifeln möchte“, kam aus dem Lautsprecher.

„Teufel noch mal. Wozu ist sie dann gut?“ schrie der Stammvater seine Frage in das Mikrophon. Er war nahe daran, die Nerven zu verlieren. Vom Westen her kam eine dunkle, drohende Wolkenfront. Ein Blitz zog seine Zickzackjagd über den düsteren Himmel. Aus dem Lautsprecher im Schiff kam ein Krachen, das sich mit dem darauffolgenden Donner vermischte.

Vom Tal kamen noch vereinzelt Schmerzensschreie zu ihm herauf.

„Hallo, können Sie mich hören?“ schrie der Stammvater ins Mikrophon.

Ein Krachen, dann wieder die leise, von dauernden Störungen fast zur Unkenntlichkeit verstümmelte Stimme.

„Ihre Meßgeräte ... überhaupt nicht weitergebracht. Wir können uns nur auf Ihre Erzählung stützen ...“ Die Stimme erstarb wieder und wurde durch ein erneutes Krachen abgelöst. Nach einer Weile konnte der Stammvater wieder besser verstehen. „... muß es sich um einen Parasiten handeln.“

„Um einen *Parasiten*?“ fragte der Stammvater schreiend.

„Jawohl. Er muß so selten sein, daß er bei den Tests der Erkundungsschiffe nicht entdeckt wurde. Ein Rätsel ist uns nur, warum Sie nicht befallen wurden ...“ Wiederum statische Störungen, die eine Verständigung unmöglich machten. Das Gewitter näherte sich mit rasender Geschwindigkeit.

„Hören Sie mich?“ brüllte der Stammvater ins Mikrofon, dabei nervös an den verschiedensten Bedienungsknöpfen schaltend. Er war dafür ausgebildet, jeder Gefahr und Situation, mochte sie auch noch so drohend sein, ins Auge zu sehen. Aber das war selbst für ihn zuviel. Er schaltete den Lautsprecher für kurze Zeit ab und lauschte ins Tal. Dort hatte sich tödliche Stille eingenistet.

Als er wieder einschaltete, knallte ihm die Stimme des Biologen entgegen. Diesmal besser verständlich.

„... vielleicht ist der Mensch dagegen immun. Auf alle Fälle müssen Sie Ihr Raumboot besteigen und zu uns raufkommen. Aber so schnell wie möglich. Das ist ein Befehl. Wir müssen unbedingt herausfinden, wie der Parasit auf bestimmte Bedingungen reagiert. Vielleicht stellt sich beim

Menschen der Wahnsinn erst später ein als bei den Nicht-Menschlichen. Wir müssen unbedingt herausfinden ...“

Dann gab es eine neuerliche Störung.

Plötzlich hörten die Männer im Schiff noch einmal die Stimme des Stammvaters:

„Hört ihr mich? Ich werde kommen, wenn es noch nicht zu spät ist ... aber ich spüre, wie etwas von mir Besitz ergreifen will. Es muß schon vorher dagewesen sein, macht sich aber jetzt erst bemerkbar. Ich spüre, wie es durch meine Adern pulst, hinauf zum Gehirn ... Fremder Einfluß ... Intelligenz ... es ist intelligent, ich spüre einen Gedanken. Er sagt: ... beim Sterben zusehen ... ja ...“

Dann war die Verbindung endgültig unterbrochen. Nur noch ein lautes Krachen ertönte aus dem Lautsprecher, hervorgerufen durch das Gewitter, das sich auf Willis Erde zusammenbraute.

\*

Fenner Lee hatte geendet. Er wußte, jetzt kam die Entscheidung.

„Ja“, sagte er und erhob sich, „das wär’s.“ Er streckte sich. „Jetzt werde *ich* versuchen zu schlafen.“

„Halt“, sagte Doktor Mamblin, als Fenner Lee in seine Kabine wollte. Fenner Lee drehte sich um. „Ja?“

„Die Geschichte kann doch noch nicht zu Ende sein?“ fragte Hudson, sich den Arm reibend. Gleich darauf kratzte er sich die Schulter.

Fenner Lee lächelte. „Die Geschichte geht noch weiter. Aber man kann sie nicht weitererzählen. Man muß sie erle-

ben.“ Er sah alle der Reihe nach an, dann blieb sein Blick auf Hudson haften. Dieser kratzte sich unaufhörlich. Er stand auf und sah Fenner Lee an.

„Ich glaube, ich weiß, was er meint“, sagte er keuchend. Sein Hals war rot angeschwollen.

„Was meint er?“ fragte ihn Meister.

„Er ... einen Augenblick“, sagte Hudson keuchend. „Ich habe plötzlich furchtbare Kopfschmerzen.“ Er sank auf seinen Stuhl zurück. Er schloß die Augen. Sein rechtes Bein begann spontan zu zucken. Er öffnete die Augen und betrachtete diesen Vorgang mit echter Verblüffung.

„Ich glaube, ich weiß, was Hudson gemeint hat“, vernahm man Doktor Mamblin. Er stand auf und blickte auf Hudson. „Sie wollten etwas über den Parasiten sagen. Stimmt das?“

Hudson nickte. Es sah aus, als müßte er sich dabei unheimlich anstrengen.

„Und der Parasit“, fuhr Meister fort, die Augen zu einem schmalen Spalt schließend, „– der Parasit, wenn er sich in den menschlichen Körper eingenistet hat, kapselt sich ein. Er wartet in dieser Lage ab, bis die richtige Gelegenheit kommt, dann entfaltet er sich. Ist jetzt die richtige Gelegenheit?“ fragte er Hudson.

Dieser gab keine Antwort. Sein Gesicht verkrampfte sich, als ob er gegen etwas ankämpfe. Sein Kopf hatte mittlerweile eine purpurrote Farbe angenommen. Plötzlich, von einem Augenblick zum anderen, wurde sein Blick eisig. Er sprang blitzschnell auf – mitten in der Bewegung aber taumelte er. Mit großen, entgeisterten Augen blickte er Fenner Lee an.

„Fenner ...“, murmelte er noch, dann verwandelte sich sein Gesichtsausdruck wieder, und eisige Kälte schoß aus seinen Augen.

„Fellini!“ schrie Lee und sprang aus seinem Stuhl, in dem er sich eben wieder niedergelassen hatte. „*Schießen Sie!*“

Aber da war es schon zu spät. Hudson hatte Meister an der Gurgel gepackt. Ein allgemeiner Tumult brach los. Alle sprangen von ihren Stühlen.

„Was soll das?“ hörte man Timbald jammern.

„Bleibt, wo ihr seid!“ forderte Hudson. Meister entwand sich seinem Griff, wollte davoneilen, stürzte aber zu Boden.

Hudsons Blick wurde böse. Um seinen Mund spielte ein häßliches Lächeln. Er jagte Meister nach, dabei formte sein Mund andauernd unverständliche Worte.

„Fenner Lee hat Hudson also gekannt“, rief er dann unvermittelt. Er beugte sich über den zusammengekauerten Körper Meisters. „Gut, er weiß es. Wenn er mich aber erledigen will, muß er euch alle töten, denn bald werde ich in euch allen sein.“

Er drehte Meisters Kopf zurück. Dieser stöhnte. Dann beugte er sich über seinen Mund und hauchte ihm einige Atemzüge ein. Plötzlich aber wurde er wild.

„Er hat einen Schutzschirm“, fauchte er und sah zu der Runde sich wirr durcheinander bewegender Männer.

Fellini zielte andauernd, aber entweder war ihm der reglose Meister im Wege, oder aber es bewegte sich einer der anderen in der Schußlinie. Er wagte jedenfalls nicht zu schießen.

Hudson sprang auf. Er stützte seinen Kopf in die Hände.

„Ihr habt mich überlistet“, schrie er verzweifelt. „Mich, einen von Mandor, hat eine Handvoll Wilde überlistet ...“

Fellini konnte endlich einen Schuß anbringen, traf aber nur Hudsons Unterarm. Hudson warf einen schnellen Blick in Richtung Luke. Fellini schoß noch einmal, traf aber nicht. Fenner Lee stürzte nach vorne, bereute es jedoch sofort, denn sein Sprung war unüberlegt, und seine Faust, die Hudson hätte treffen sollen, schlug durch die Luft. Er prallte mit Hudson zusammen und spürte einen furchtbaren Schlag im Genick. Stöhnend fiel er auf den harten Boden.

Er hörte, wie sich die Luke öffnete, dann ertönte noch einmal die Stimme Hudsons.

„Halt. Bleibt stehen – und hört!“

Der Befehl war irgendwie zwingend.

„Ihr werdet bald sterben“, sagte wieder das Ding in Hudson. Seine Stimme war hohntriefend. Fenner Lee aber hielt sich vor Augen, daß es nur ein fremdes Wesen war, das aus Hudsons Mund sprach.

„Aber“, fuhr Hudson fort, „vielleicht wollt ihr wissen, wofür ihr sterben müßt. Der Kampf ist mir und meinen Artgenossen Lebensinhalt. Aber wir kämpfen nicht selbst. Wir wollen nur eines: zusehen. Man könnte es mit euren Arenenschauspielen vergleichen. Nur ist unsere Arena die ganze Galaxis. Und jetzt ist es für mich zu spät, meine Rasse in eurem Imperium zu verbreiten. Aber ihr müßt sterben, damit ihr von unserer Existenz und unseren Gewohnheiten nicht weiterberichten könnt.“

Damit verschwand er durch die Luke, und seine schnellen Bewegungen waren auf der Eisenleiter zu hören.

„Was hat er vor?“ fragte Timbald den vorbeistürmenden Fellini.

„Er wird versuchen, das Schiff in die Luft zu jagen“, gab ihm Fenner Lee zur Antwort, der sich inzwischen von seinem Schlag erholt hatte.

„Tut doch irgend etwas dagegen“, jammerte wieder Timbald.

In diesem Augenblick erfüllte eine Detonation das Schiff.

Fellini, der die Luke erreicht hatte, sah, wie Hudson stürzte.

Der Kapitän trat in das Blickfeld; um die Pistole, die er in der Hand hielt, flimmerte die erhitzte Luft.

„Ist er tot?“ fragte Fellini.

Der Kapitän nickte.

Mamblins Blick war erregt.

„Wir müssen ihn schnell ins Labor schaffen“, sagte er.

Die vier Wissenschaftler eilten durch die Luke hinunter.

Fenner Lee war nachdenklich geworden. Er setzte sich. Er hörte, wie jemand auf ihn zutrat und sich ächzend neben ihm niederließ.

„Jetzt kann ich doch wohl meinen Schutzschirm abschalten?“ fragte der Kapitän.

„Sind Sie verrückt?“ stieß Fenner Lee entgeistert aus. „Die Luft muß erfüllt sein von diesen Parasiten.“

„Was wird denn dann mit meinem Schiff geschehen?“ sorgte sich der Kapitän. Er konnte sich aber selbst die Antwort darauf geben. „Man wird es sprengen. Es schmerzt mich irgendwie. Lange Jahre war ich hier auf diesem Kahn Kapitän, jetzt soll ich das Schiff verlieren ...“

Fenner Lee sah den Kapitän nicht an, als er sagte: „Ich habe eben auch etwas verloren, das mir viel bedeutet hat.“

Der Kapitän deutete über die Schulter. „Er war Ihr Freund? Sagen Sie einmal, was ist hier eigentlich vor sich gegangen? Man hat mir ja nichts gesagt. Ich weiß nur das, was ich über die Sprechanlage erfahren habe. Ich dachte, Sie seien der Stammvater, deswegen war ich auch so unfreundlich zu Ihnen.“

„Die Sprechanlage war eingeschaltet?“ fragte Fenner Lee verwundert. „Deswegen konnten Sie auch so schnell zur Stelle sein.“

„Was ist nun wirklich geschehen?“

Fenner Lee fiel das Sprechen nun leichter. Er wollte sich die ganze Last, die ihn bedrückt hatte, von der Seele reden.

„Wir fischten Hudsons Boot im All treibend auf. Wir wußten, daß er von irgend etwas Fremdartigem befallen war. Und dieses Etwas mußte – nach seinen eigenen Worten – intelligent sein. Zugute kam uns, daß Hudson sein Gedächtnis verloren hatte. Wir konnten ihm also eine andere Persönlichkeit einreden. Um aber den eingekapselten Parasiten in ihm hervorzulocken, mußten wir ihm diese Falle stellen. Die Frage, wie der Parasit in den menschlichen Körper kam, war neben der Untersuchung seiner Reaktionen natürlich mit dabei bestimmend.“

Der Kapitän nickte. „Ich kann mir aber noch immer nicht vorstellen“, sagte er, „daß ein so intelligentes Wesen so grausam sein kann. Ich meine – sich daran zu weiden, wenn andere Menschen oder Wesenheiten leiden.“

Zum erstenmal sah Fenner Lee sein Gegenüber an. Lan-

ge ruhte sein Blick auf ihm, dann fragte er: „Lieben Sie eigentlich Gladiatorenkämpfe?“

Der Kapitän sah ihn erstaunt an.

„Komische Frage“, sagte er dann. „Klar können sie mich begeistern. Da wird einem wenigstens etwas geboten ...“

## Der zeitgeteilte Mann

23.00 Uhr.

Klickend schnappte der Uhrdeckel zu.

Sidney Crane glitt vom Barhocker und verharrte einen Augenblick am Rande des Tanzparketts. Seine Augen suchten im Raum, aber fanden nichts – nichts Außergewöhnliches. Nur einen überfüllten Raum, dessen Fußboden unter dem Gewicht des massiven Mobiliars und der wohlbegüterten Gäste schwankte. Er lauschte, doch so sehr er sich auch auf die kreischende Musik und die lautstarke Unterhaltung konzentrierte, das Ticken wich nicht um ein Milliphon. Im Gegenteil, es schien verstärkt in seinem Kopf zu tönen, je mehr er es ignorierte: beharrlich, als hätte es sich darin festgebohrt. Crane verzog unmerklich das Gesicht. Er wußte, woher es stammte. Seit jenem Augenblick vor vier Stunden war es da. Seitdem der Zeitpunkt beschlossen war. Ob er richtig gehandelt hatte? Möglich – aber es war nun nichts mehr zu ändern. Thacker –

Eine Stimme unterbrach seinen Gedankengang.

„Whisky, Sir? Oder bevorzugen Sie ...?“

Crane nahm achtlos ein Glas, nippte daran und stellte es wieder zurück. Als er aufblickte, sah er nur noch den Rücken des Butlers. Cranes Mundwinkel zuckten angewidert. Das Ding, der Robot, war in eine scharlachrote Livree gekleidet. Wie geschmacklos!

Er wandte den Kopf, und sein Blick fiel auf Lehoure und dessen Gattin, die eben vorbeitanzten. Automatisch nickte er ihnen lächelnd zu.

Erneut entschloß er sich zu tanzen, und als er ansetzte, um den Raum zu durchqueren, endete die Musik. Verärgert über sich selbst stapfte er zur Bar zurück. Seine dunklen Finger spielten mit einem Glas, das Weiß der Handteller verbergend, während er vor sich hinstarrte, das quälende Ticken im Ohr.

Er merkte erst auf, als der Mann, der sich neben ihm niedergelassen hatte, ihn zum zweitenmal ansprach:

„Mister Crane!“ Das gerötete Gesicht, in das er sah, gehörte Lehoure. „Wo sind Sie heute bloß mit Ihren Gedanken?“

Crane wollte etwas sagen, zündete sich statt dessen aber eine Zigarette an. Noch bevor er langsam den Rauch zur Decke geblasen hatte, um Zeit zu gewinnen, beugte sich Lehoure vor. Besorgt fragte er: „Unausgeglichen?“

„Wie kommen Sie darauf?“ Cranes Gegenfrage war etwas zu heftig. Als er den wissenden Blick des Franzosen sah, lachte er.

„Sie mit Ihrem Argwohn ...“ Er drehte das Glas in den Händen, so daß die Eisstücke gegen die Wand klirrten. „Nein, Doc, mich bekommen Sie nicht so schnell. Ich weiß, Mister Lehoure ...“

„Monsieur Lehoure ...“, berichtigte der Franzose.

Crane schien nicht darauf zu achten. Er blickte plötzlich den Franzosen voll an. „– Sie wären versessen darauf, an mir Ihre Kunst auszuprobieren. Aber da stoßen Sie auf Stahl, Mister Lehoure.“

Lehoure blickte zuerst beleidigt, dann lächelte er.

„Nun, davon bin ich nicht ganz überzeugt, Crane.“ Er wandte den Kopf seiner Gattin zu, noch immer lächelnd,

und hob sein Glas an die Lippen. „Aber nehmen Sie es nicht so tragisch, junger Freund. Die Welt besteht nun einmal aus Neurotikern ... wie ihnen.“

Er kippte das Getränk auf einen Zug hinunter, schmunzelnd und selbstgefällig.

Wie eine fette, träge Wanze, dachte Crane. Ihm behagte der kleine Europäer nicht.

Er ließ die Hand in die Rocktasche gleiten und fühlte den harten Gegenstand unter seinen Fingern. Die Uhr schien lauter zu ticken denn je zuvor. Ein Wunder, daß es die anderen nicht hörten.

Mit einer schnellen Bewegung zerdrückte er die Zigarette im Aschenbecher.

Lehoure sah ihn forschend an. Die Musik setzte wieder ein, und Sidney Crane nahm einen großen Schluck. Lehoure war ihm irgendwie unheimlich. Sein Blick war dunkel und tückisch. Um diesem auszuweichen, drehte er leicht den Kopf zur Bar. Seine Augen wanderten über die Flaschenregale, blieben auf dem Spiegel haften. Einen Moment starrte er gedankenlos auf sein Gesicht. Es dauerte Sekunden, bis er feststellte, daß es nicht seitenverkehrt war.

„Lehoure“, sagte er überrascht, „sehen Sie sich einmal diesen Spiegel an.“

Lehoure folgte seinem Blick. Dann lachte er in sich hinein.

„Ein Trick des alten Earnest. Ich finde ihn köstlich.“

Das Spiegelbild war faszinierend.

Crane starrte auf Crane. Als hätte er sich verdoppelt, so natürlich sah ihm sein Spiegelbild entgegen. Als zugleich

mit diesem Gedanken sein Blick auf das Telegerät an der Wand fiel, erschrak er ob der plötzlichen Überlegung, die durch sein Bewußtsein schoß.

Er zuckte zusammen.

Lehoure verengte die Augen.

„Entschuldigen Sie, Mister Crane, ich möchte Sie nicht verletzen – aber würden Sie mir Ihren Psychefilm zeigen?“

Cranes Hand fuhr instinktiv hoch, so diktierend und dennoch einschmeichelnd klang die Frage. Mitten in der Bewegung hielt er jedoch inne, als ihm jäh bewußt wurde, welches Risiko er eben einging, würde er seinen Psychefilm vorweisen.

Eine Sekunde lang sah er Lehoure stumm an, dann versetzte er mit gefaßter Stimme: „Sie sind unverbesserlich, Lehoure. Wenn ich nicht genau wüßte, daß es Ihnen höllisches Vergnügen bereitet, gerade in solch gelockerten Situationen wie der momentanen andere Leute durch derartige Bemerkungen aus der Fassung zu bringen, würde ich Sie auf Verletzung der Privatsphäre verklagen.“ Crane lächelte bei den letzten Worten, seine glänzend-weißen Zähne zeigend. „Aber so ...“ Er machte eine nachsichtige Handbewegung. „Wir wollen einander doch nicht den Abend verderben, oder?“ Er grinste, absichtlich den lauernden Ausdruck in Lehoures Augen übersehend.

Drüben wurden eben die ersten Takte eines Shakelift angeschlagen. Francois, Lehoures Gattin, war ihrer Unterhaltung nicht gefolgt. Sie sah zur mechanischen Band.

Sidney Crane schob eine Hand auf sein Glas zu, umfaßte mit der anderen eine Flasche. Lehoure fixierend, goß er zuerst diesem und dann sich selbst ein. Der Franzose sagte

nichts; er schien sich aus einem unerklärlichen Grunde nicht wohl in seiner Haut zu fühlen.

„Prost, Lehoure!“ Crane hob sein Glas. „Auf Ihr Wohl. Vergessen wir, worüber wir eben sprachen.“

Lehoure zögerte, dann hob auch er sein Glas.

„Auf Ihr Wohl, Crane.“ Er nahm einen Schluck. „Und – Sie haben recht, der Abend liegt noch vor uns. Das heißt, der Morgen, der immerhin schon vor einer Weile begonnen hat.“

Das stimmt, dachte Sidney Crane. Mit einemmal hämmerte das Ticken so hart in seinem Kopf, daß unwillkürlich seine Hand in die Tasche fuhr.

Das Klicken des Uhrdeckels ging in dem schrillen Lärm der Leute unter. Die Musik schwoll an. Francois erhob sich, Lehoure stand ebenfalls auf. Im Hintergrund des Raumes konnte Sidney Crane via Spiegel den Gastgeber, den alten Earnest sehen, wie er sich straffte. Zugleich mit dieser Wahrnehmung tasteten seine Finger über das Ziffernblatt. Sein Blick heftete sich auf den leuchtenden Kreis an Earnests Brust, dem Zeichen der Interzeit-Kontrolle. Seine Fingerspitzen erstarrten auf den winzigen Zeigern der Uhr.

Einige Sekunden noch, dann –

Das Ticken war abrupt verschwunden. Die Musik schien auszusetzen.

Denn hinein in diesen Moment platzte das Schrillen des Telegerätes.

\*

Es verlief alles nach Erwartung.

Earnest war sofort am Apparat, ließ den Visor ausge-

schaltet und lauschte am Hörer. Nach etwa einer halben Minute sagte er etwas, nicht laut, aber Crane, der wußte, was es war, konnte ihm die Worte von den Lippen ablesen.

„Wir kommen sofort!“ bedeuteten die Lippenbewegungen.

Crane drehte sich im gleichen Augenblick um, den Gästen zugewandt. Die kurze Unterbrechung war bereits überbrückt.

Er holte sich eine Zigarette aus seinem Etui, steckte sie zwischen die Lippen. Als er sie in Brand setzte, stand Earnest vor ihm. Crane wußte, was kommen würde und war mit einemmal völlig gelassen.

Er blickte über das glimmende Ende der Zigarette hinweg auf Earnest. Dieser sagte:

„Kommen Sie, Sidney. In Ihrem Büro ist eingebrochen worden!“

Crane hob überrascht die Brauen, und eine steile Falte erschien auf seiner Stirn.

„Was?“

„Sie haben richtig gehört. Ein Einbruch in Ihrem Büro.“

Earnest blickte ernst. „Von einem Zeiter“, fügte er nach einigen Sekunden hinzu.

Sidney Crane überlegte nicht lange. Er hatte sich auf diese Situation vorbereitet.

„Los, machen wir, daß wir hinkommen!“

Earnest sprach kurz zu einem grauhaarigen Herrn an einem der Tische.

Es dauerte kaum eine halbe Minute, und Earnest kam zurück, noch im Vorbeigehen seinen Elastikmantel überwerfend. Crane folgte ihm.

„Wir können meinen Wagen nehmen. Er steht gleich hier“, rief Crane, als sie ins Freie traten. Die Dunkelheit der Nacht umhüllte sie. Nur das Innere des Wagens war beleuchtet. Die kleinen Skalenlämpchen glühten wie beobachtende Augen, während unsichtbare Taststrahlen über die Straße schnellten, auf jede Bewegung achtend.

Sie sprachen kein Wort zueinander, nicht einmal als der Wagen sein Ziel erreicht hatte und sie ausstiegen.

Es dauerte keine Minute, da waren sie in der 73. Etage des Hochhauses angelangt. Hier befand sich die staatliche Interzeit-Kontrollbehörde, deren Leiter Sir Walt Earnest war.

Als sie eintraten, wurden sie bereits erwartet.

Ein Agent im dunkelgrauen Elastikanzug führte sie ohne viele Worte durch den Korridor an den Büros vorbei. Sie bogen rechts ab, der Agent an der Spitze, dahinter Earnest, Sidney Crane als letzter. Er ließ sich nichts anmerken von seinen Gedanken, obwohl er im Augenblick unbeobachtet war. Der Plan mußte gelingen; Thacker hatte alles genau vorbereitet. Und Crane wußte, was er zu tun hatte – wußte mehr als Earnest und seine Agenten, was immer sie bis jetzt herausgefunden haben mochten. Er wußte sogar mehr als Thacker selbst. Das Wissen darum machte ihn selbstsicher.

Die Tür zu seinem Amtsraum stand offen.

„Aufgebrochen“, stellte Earnest lakonisch fest.

Crane schenkte dem Schloß keine Aufmerksamkeit. Er betrat den Raum, die Lage mit einem Blick erfassend.

Nichts war verändert. Alles stand auf seinem Platz. Der Tresor war verschlossen. Es überraschte ihn nicht, aber er tat, als sei er verwundert.

„Eigenartig. Es scheint nichts verändert.“ Er schritt zum Tresor, und Earnest folgte ihm.

Ein Sicherheitsbeamter machte inzwischen noch einige 3-D-Aufnahmen. Grelles Aufleuchten tauchte den Raum für Sekundenbruchteile in ein schmerzendes Zwielflicht.

Die beiden Agenten vor dem Tresor traten zur Seite.

„Die Automatik schlug Alarm“, sagte einer von ihnen, Earnest zugewandt. „Um genau Null Uhr Zwölf. Also vor neun Minuten.“

„Haben Sie schon überprüft, ob der Tresor berührt wurde?“

„Jawohl, Sir. Es hat sich jemand daran zu schaffen gemacht.“

Earnest blickte Crane stumm an.

„Zu schaffen gemacht? Ich sehe nichts davon.“

Der Agent meldete sich zu Wort: „Er wurde geöffnet. Wir haben es mit den Richtgeräten festgestellt, Sir.“ Er wies auf eine Apparatur am Boden.

Sidney Crane zögerte nicht. Er zog seinen Schlüssel aus der Tasche, preßte die Fingerballen des Daumens und des Zeigefingers gegen die flache Fotoplatte am anderen Ende und schob den Kamm klickend ins Schloß. Mit gekonnter Bewegung drehte er das Schloß um seine Achse, stellte die Kombination ein, drehte wieder und ließ nach einigen Handgriffen die Tresortür aufschwingen.

Sein erster Blick galt dem zweiten Fach, das leer aus dem spärlich erleuchteten Tresorinneren gähnte. Dann drehte er den Kopf zu Earnest. Dieser sah ihn forschend an.

„Das zweite Fach von oben“, sagte er knapp. „Die Akte fehlt.“

Der Sicherheitsbeamte mit dem Aufnahmegerät war herbeigekommen. Kurz flammte das Licht auf, tauchte das erwähnte Tresorfach in blendende Helligkeit. Wie um zu unterstreichen, wie leer es war.

Earnest blieb einen Augenblick stehen, überlegte, dann machte er einen Schritt zu dem Agenten mit dem Richtgerät.

„Hannon“, befahl er, „kümmern Sie sich um das Kontrollgerät.“

Sidney Crane sagte nichts, bis sich Earnest an ihn wandte.

„Um welche Akte handelte es sich?“ fragte er.

Crane hätte am liebsten frohlockt, als er daran dachte.

„Akte 02 ... Vermerk: geheim, intern“, sagte er, und sekundenlang schwebte ihm das Bild Thackers vor Augen, wie er gelacht und dann ernst fortfahrend von seinem Verdacht berichtet hatte. Crane wischte das Bild fort und berichtete weiter, mit tonloser Stimme. „Sie stammte von Ära IV, der nächsten Zeitstation.“

Earnest nickte. „Ich weiß; ich erhielt eine Mitteilung.“

Damit hatte Crane gerechnet – und Thacker. Crane blickte zurück zum Tresor, an dem sich Hannon zu schaffen machte. Hoffentlich war Thacker kein Fehler unterlaufen. Das könnte unangenehm werden. Jetzt mußte noch alles klappen, später ...

„Kennen Sie den Inhalt?“ fragte Earnest finster.

Crane verneinte. „Ich erhielt die Akte erst gestern früh. Zufällig. Sie war eigentlich für die Abteilung ‚Interne Forschung‘ bestimmt. Der Leiter war plötzlich erkrankt ...“

„Das ist dumm. Bis die nächste Patrouille aus Ära IV kommt, könnte es zu spät sein.“ Er schritt zum Tresor. Crane folgte ihm, den Blick auf das Kontrollgerät, ver-

steckt in der Stahlpanzerung, gerichtet. Er fühlte eine innere Anspannung, die gewiß in seiner Haltung resultierte, anderen gegenüber niemals vollkommen zu vertrauen, gleichgültig um was es sich handelte; und um wen. Aber Thacker war in Ordnung, beruhigte er sich. Er mußte es ja sein. Wie grotesk! Der Gedanke drückte sich in einem kleinen Lächeln um seine Mundwinkel aus.

Der Agent am Tresor richtete sich auf und trat zur Seite.

„Also“, kam Earnests schneidende Stimme, „was konnten Sie erfahren?“

Hannon hatte den Empfangshelm umgestülpt. Er schwieg einen Augenblick, als lauschte er innerlich und konzentrierte seine Sinne auf etwas zeitlich Außenstehendes.

Crane kannte die Methode. Mittels des im Tresor eingebauten Kontrollgerätes konnte sowohl der Augenblick des Öffnens als auch der unmittelbare Vorgang im Tresor festgehalten werden. Eine Spezialapparatur, angeschlossen an das Aufnahmegerät, nahm Schwingungen jeder Art in einem Umkreis von einem Meter auf und sortierte sie nach Schablone.

Earnest war ungeduldig. Crane wirkte gespannt, aber in natürlicher Weise. Er merkte auf, als Hannon sprach.

„Null Uhr zwölf und siebenundvierzig Sekunden. Tag: Dienstag, den zweiten März. Ära III, 2408.“ Einen Moment herrschte Stille. Dann: „Ich kann es deutlich wahrnehmen, Sir. Die Tresortür schwingt auf, das Kontrollgerät tritt in Aktion.“

„Es wurde mit einem Schlüssel geöffnet?“ Earnests Frage klang wie eine Feststellung.

„Ja. Es steckt ein Schlüssel im Schloß. Die Tür wurde

auf normale Weise geöffnet. Der Täter hat ein Infragerät über das Gesicht geschoben. Er ist nicht zu erkennen ...“

Thacker! dachte Crane. Er war vorsichtig gewesen.

„Gestalt?“ kam Earnests scharfe Frage.

„Größe etwas über dem Durchschnitt. Bin mir aber nicht sicher. Fast nichts zu erkennen. Er hält sich etwas vom Kontrollauge entfernt ... als wüßte er davon. Seine Bewegungen sind schnell. Er greift ins oberste Fach. Befühlt die Akten. Zögert. Er greift an sein Infragerät ... dreht daran. Jetzt nimmt er sich das zweite Fach vor. Seine Hand tastet über den Magnetdeckel einer Akte ...“

„Was steht auf dem Deckel?“

„Null Zwei. Vermerk: geheim, intern ... Und noch etwas. Ära Römisch vier.“

„Und dann?“

„Er nimmt die Mappe. Sie kommt außer Sichtbereich. Er schließt die Tresortür ...“

Earnest straffte sich. „Gut, Hannon. Sie können das Ding abnehmen.“

Sidney Crane ging zu einem Schrank und holte eine Flasche mit zwei Gläsern hervor. Earnest schritt unterdessen im Zimmer auf und ab.

„Einen Sherry, Sir?“ Crane hob die Flasche.

„Gerne.“

Während Crane einschenkte, ließ sich Earnest ihm gegenüber in einen Fauteuil fallen. Er war nachdenklich.

Crane zündete sich eine Zigarette an, und erst als er das Etui wieder zurückstecken wollte, bemerkte er, daß er Earnest keine angeboten hatte. Er holte dies nach, sein Gegenüber dabei scharf beobachtend, doch dieser verneinte.

Eine Weile saßen sie da, in Stille gehüllt.

Dann fragte plötzlich Earnest:

„Haben Sie einen zweiten Schlüssel?“

Crane schüttelte den Kopf. „Nein. Aber ein zweiter existiert. Er befindet sich in der Registratur.“

„Waine“, wandte sich der Chef der Interzeit an einen der Agenten. „Fragen Sie bei der Registratur an, wo sich der zweite Schlüssel zum Tresor im Augenblick befindet.“

„In Ordnung, Sir.“ Der Angesprochene wandte sich zum Gehen. Es war derjenige, der sie hereingebracht hatte.

„Einen Moment noch“, sagte Earnest. Er drehte sich in Hannons Richtung. „Haben Sie das Gehirnmuster festgestellt?“

Der Agent nickte. „Ja, es ist sehr deutlich durchgekommen.“ Er zögerte. „Soll ich es abspielen, Sir?“

Statt ihm eine Antwort zu geben, wandte sich Earnest an Waine. „Nehmen Sie das Band mit dem Gehirnmuster mit. Das Archiv soll herausfinden, ob es mit irgendeinem bereits von uns aufgezeichneten identisch ist. Vielleicht erhalten wir einen Hinweis“, sagte Earnest. „Und – Sie können jetzt gehen.“

Der Sicherheitsbeamte, der die Aufnahmen gemacht hatte, trat an den Schreibtisch.

„Sir, ich melde mich ab.“

Earnest hob den Kopf. Dann meinte er: „Sie brauchen sich im übrigen nicht zu beeilen. Die Aufnahmen haben Zeit.“

Crane hatte schweigend dagesessen. Seine Gedanken hatten sich mit Thacker und dem Plan beschäftigt. Jetzt aber kehrten sie zur Gegenwart zurück.

„Earnest, die Sache gefällt mir nicht. Ich habe ein ungu-  
tes Gefühl.“ Er wölbte die Lippen. „Der Schlüssel stimmt  
mich nachdenklich.“

Earnest sagte nichts.

„Es existieren nur zwei davon. Den einen hatte ich bei  
mir; niemand konnte ihn mir ohne mein Wissen entwendet  
und dann wieder zurückgesteckt haben. Ich hielt ihn ge-  
stern abend noch in den Händen, als ich den Tresor zu-  
sperrte“, fuhr er fort. Er sagte dies so überzeugend, daß er  
es selbst fast glaubte.

„Und der andere Schlüssel dürfte sich, das steht mit bei-  
nahe hundertprozentiger Sicherheit fest, unberührt in der  
Registratur befinden“, warf Earnest ein. „Abgesehen davon  
könnte ihn niemand außer Ihnen benutzen, Crane. Und Sie  
waren zur maßgeblichen Zeit bei mir. Ein Alibi, wie es  
nicht besser sein könnte ...“

Das war auch seine Überlegung gewesen, sagte sich  
Sidney Crane. Bedächtig zog er an seiner Zigarette und  
stieß langsam den Rauch aus.

„Natürlich könnte man einen dritten Schlüssel anfertigen.  
Die Möglichkeit besteht“, meinte Earnest. Seiner  
Stimme fehlte aber die Überzeugung.

„Der Zeiter, Sir.“ Crane wußte, er mußte von selbst diesen  
Punkt anschneiden, wollte er den Verdacht von sich lenken.

Earnest nickte. „Ja, der Zeiter. Er ist der Angelpunkt.“

Er schwieg einen Augenblick, dann fragte er plötzlich:

„Hannon, wann befindet sich der Täter?“

„Einen Moment, Sir – hier: Ära IV, etwa drittes Quartal  
2416.“ Er drehte den Streifen vom Kontrollauge des Tre-  
sors in Händen.

„Die Spur ist noch frisch, Sir. Sie läßt sich gut verfolgen.“

„Irgend etwas Auffallendes daran?“

„Nein. Nichts zu sehen.“

„Hm.“ Earnest lehnte sich zurück.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen. Hier wollte Crane einhaken. Er beugte sich nach vorne.

„Wir könnten den Täter doch abfangen, bevor er das Dokument stiehlt. Es könnte wichtige Angaben enthalten, die in fremden Händen katastrophale Auswirkungen ...“

„Das ist es eben.“ Als sich Earnest erhob, wußte Crane, daß er die erste Runde gewonnen hatte.

„Wir wissen nicht, was in dem Dokument steht“, fuhr Earnest fort. „Es ist uns lediglich bekannt, daß der Inhalt geheim ist und daß er eine interne Angelegenheit betrifft.“

„Oh, Sie meinen ...“

„Ja, genau. So könnte zum Beispiel darin stehen, daß bei Diebstahl dem Täter nicht zuzukommen sei. Oder, um es krasser auszudrücken, daß bei Entwendung nichts Direktes zu unternehmen sei.“

Crane nickte. „Ich weiß. Es wäre zu riskant. Schließlich handelt es sich um einen Zeitfall.“

Earnest schritt im Raum auf und ab. Dann blieb er bei Hannon stehen, der seine Apparaturen einpackte. Er schien sich entschlossen zu haben.

„Wir müssen mit Ära IV in Verbindung treten. Über sie wird der richtige Weg führen.“

Jetzt war es heraus. Sidney Crane, der zuvor noch die Ruhe selbst gewesen war, fühlte mit einemmal, wie sich sein Inneres anspannte, als würde nun seine folgende Handlungsweise entscheidend dafür sein, ob er weiterlebte

oder starb. Obgleich er wußte, daß beides relativ war, wie die ganze Angelegenheit überhaupt, entschied er sich sicherheitshalber für ersteres. Was mit Thackers Plan konform ging.

„Ja, das ist das beste“, entgegnete er deshalb. „Schicken wir einen Agenten hin.“

Earnest war stehen geblieben.

„Was halten Sie von Bromfield?“ fragte Crane.

Earnest blickte auf den Tresor.

„Oder Intosh ...?“

Earnest schüttelte den Kopf. Hannon war herbeigetreten. Er hatte die Apparaturen in den Händen, verpackt in zwei kleine Koffer.

Obwohl sich Sidney Crane seiner sicher war, wartete er voller Ungeduld auf Earnests Antwort.

„Also, wer soll es sein?“

„Sie, Crane“, sagte Earnest mit einer jähen Drehung seines Kopfes. Er sah Crane fest an.

Es kam ganz nach Plan. Oder zumindest fast.

„Sir, ich bin kein Mann für den Außendienst. Mein Resort ...“

„Ich schicke Sie“, sagte Earnest langsam und betont deutlich, „weil ich glaube, daß nur Sie, Crane, den Einbruch verübt haben können.“

Sidney Crane zuckte zusammen.

Das war mehr als er erwartet hatte. Im positiven Sinne – wie auch im negativen.

\*

Sidney Crane spürte nichts von dem Sprung über neun Jahre in die Zukunft. Er entmaterialisierte, materialisierte wieder – und das alles in Null-Zeit. Er landete im Gebäude der Interzeit-Kontrollbehörde, Ära IV, setzte seinen Fuß über die Schwelle zur Schleuse und betrat den angrenzenden Raum.

Er hatte den Auftrag bekommen, sich mit der hiesigen Behörde in Verbindung zu setzen und den Fall aufzuklären – was im Grunde genommen hieß: sich selbst in Ära IV als Täter zu entlarven.

Letzteres würde er auf jeden Fall versuchen, nur verstand er persönlich unter dem Wort „entlarven“ etwas anderes als sein Auftraggeber, Sir Walt Earnest. Das gehörte zu dem Teil seines Planes, den Thacker nicht kannte.

Um Thacker auf die Spur zu kommen, wenn es diese Spur gab, mußte er den Fall allein lösen, zumal er ureigentliche Interessen dabei verfolgte, von denen Earnest nichts ahnen konnte.

Als er den Raum durchquerte, die Hand griffbereit in der Innentasche seines Elastikrockes, schwang etwas wie wilde Genugtuung in seinen Gedanken. Man hatte ihn bisher unterschätzt, das war einesteils gut, würde sich aber bald ändern, entweder wenn er Thacker überführte, oder aber ...

Einer der Techniker, die an einer sich über zwei lange Wände erstreckenden Schalttafel saßen, erhob sich.

„Darf ich um Ihren Ausweis bitten?“

Sidney Crane zog die griffbereite Identitätskarte hervor. Mit dem einen Finger der rechten Hand aber hielt er die Spezialmarke über seinen Namen, die ihn als befugten Beamten der Interzeit-Kontrollbehörde auswies. Man brauchte seine Identität nicht unbedingt zu kennen.

Der Techniker warf einen kurzen Blick darauf und gab sich zufrieden. Er öffnete ihm eine Tür.

„Sie haben Glück. Sie können Sir Anastos jetzt antreffen. Er ist in seinem Büro.“

Crane dankte und war mit einem Schritt draußen im Korridor. Doch sein Weg führte in die entgegengesetzte Richtung. Die übliche Meldung beim jeweils zuständigen Koordinator der Behörde, in dieser Ära bei Sir Anastos, würde seinen Plan vereiteln.

Er gelangte ins unterste Stockwerk, zeigte seine Marke vor und nahm im Fond eines Polizeiwagens Platz.

Crane blickte auf die Uhr. Thacker mußte ungefähr um diese Zeit ankommen. Er mußte ihn noch rechtzeitig erreichen. Crane wollte sichergehen. Er gab dem Chauffeur die Adresse an, und dieser stellte den Wagen auf Automatik ein. Der Wagen glitt schneller werdend davon. Die Häuser-schluchten, die an ihnen vorbeizogen, wurden zu weißen und grauen Fetzen.

Was, wenn Thacker recht hatte? Wie hatte er noch gesagt ...

\*

„Diese Akte ist ungemein wichtig für uns, Sidney.“ Thacker schritt vor ihm auf und ab, die Hände zu Fäusten geballt. Er wirkte älter als er war.

Wie konnte ich mich in diesen neun Jahren nur so verändern? fragte sich Crane. Laut sagte er:

„Du sagtest, sie bestimme über Leben und Tod von uns ...“ Er überlegte einen Augenblick, zurückgelehnt in

einem Fauteuil. „Aber mir scheint“, fuhr er fort, „daß sie in erster Linie darüber Aufschluß gibt, weshalb deine Erinnerung seit dem Zeitpunkt vor neun Jahren – in meiner Gegenwart also – unvollständig ist, ja, daß sie, was deinen oder auch meinen Beruf betrifft, sogar fehlt.“

Thacker blieb stehen. Er sah seinem jüngeren Ich ins Gesicht.

„Gewiß. Über dies und über Leben und Tod. Ein Glück, daß ich bei meinen Nachforschungen überhaupt auf die Akte gestoßen bin. Ein reiner Zufall. Ich wollte nichts anderes als Angaben über die vergangenen neun Jahre.“

Es war ein eigenartiges Gefühl, sich selbst in die Augen zu sehen ... wie er später nochmals feststellen mußte, in der Tatnacht, vor Earnests seitenrichtigem Spiegel.

Aber die Dringlichkeit in Thackers Stimme war überzeugend – nur daß sie auch auf etwas anderes, das in Thackers Gedanken war, hinwies. Er hatte einmal während ihrer Unterhaltung ein Dokument in der Akte erwähnt, das ihm von größerer Bedeutung zu sein schien. Er hatte gesagt, daraus ließe sich in seiner Zeit Geld machen.

„Wir müssen die Akte in unseren Besitz bekommen. Oder willst du, daß man dir in den nächsten Tagen die Erinnerung löscht?“

Die Antwort darauf war natürlich „Nein“.

Dennoch konnte sich Crane nicht des Gefühles erwehren, daß irgend etwas an dieser Sache nicht stimmte. Was sollte er tun? Er konnte Thacker schließlich nicht verhaften lassen. Außerdem: die Möglichkeit war nicht von der Hand zu weisen, daß Thacker, mit all dem, was er sagte, recht hatte.

Und dann ...

\*

So war der Plan entstanden. Er hatte auf ein Dokument aus Ära IV geachtet, Thacker, als es ankam, davon in Kenntnis gesetzt. Alles weitere war einfach.

Der Leiter der Abteilung „Interne Forschung“, an den die Akte zur Weitergabe gerichtet war, hatte einen harmlosen Unfall gehabt. Also gelangte die Akte in Cranes Tresor. Selbst darin vor dem abgemachten Zeitpunkt Einsicht zu nehmen, war unklug. Crane würde bei einer Untersuchung des Falles verdächtigt werden. Die Einladung Earnests kam nur gelegen. So konnte er sich ein Alibi beschaffen. Das beste, das es gab. Und wenn Earnest auf den Gedanken kam, er habe sich die Akte selbst gestohlen? Unwahrscheinlich. Das Kontrollauge im Tresor würde ihn verraten, das konnte Earnest also bei der ersten Untersuchung klären. Deswegen war sein Alibi doppelt. Nicht er, sondern Thacker hatte die Papiere entwendet. Mit seiner Hilfe natürlich, wie geplant. Was aber Thacker nicht wußte, war, daß er, Sidney Crane, sein eigenes Ziel vor Augen hatte.

Der Schlüssel hatte Earnest nachdenklich gemacht. Er konnte Crane damit aber nicht festnageln, das wußten sie beide. Und dabei war es die einfachste Sache der Welt gewesen. Crane hatte den Schlüssel Thacker gegeben, dieser damit den Tresor geöffnet und ihn Sidney zurückgebracht – in sein vor Earnests Haus parkendes Autojet.

Er mußte herausfinden, welche Bewandnis es mit Akte 02 hatte. Und was Thacker wirklich beabsichtigte. Davon hingen seine nächsten Schritte ab.

Als wolle eine unsichtbare Macht diese Feststellung unterstreichen, stoppte der Wagen in einer etwas abgelegenen Avenue.

Sidney Crane dankte dem Chauffeur und sagte, er benötige ihn nicht mehr. Damit sprang er aus dem Wagen und überquerte mit langen Schritten die von Bäumen eingesäumte Straße.

Thacker mußte bereits zurück sein. Ein Blick auf die Uhr sagte es Crane. Er befühlte mit der Rechten das kühle Metall seines Nadlers, zog seine Hand wieder zurück und stürzte die Treppe hoch.

Crane vergewisserte sich, daß er vor der richtigen Tür stand, dann läutete er.

Die Tür öffnete sich nur einen Spaltbreit. Dahinter erschien Thackers Kopf, mit den ergrauten Schläfen und den vorsichtig blickenden Augen. Sein dunkles Gesicht glänzte vor Schweiß.

Wortlos ließ er Crane eintreten. Als Crane durch die armselige Küche ins Wohnzimmer schritt, hörte er hinter sich die Tür ins Schloß fallen.

„Bin eben erst angekommen“, meinte Thacker und machte sich an einer komplizierten Apparatur in einer Zimmerecke zu schaffen. Von seiner Tätigkeit kurz aufblickend fragte er: „Wie stehen die Aktien?“

„Alles glatt gegangen. Und die Akte?“ forschte Crane. Von Earnests Verdacht sagte er nichts.

Thacker machte noch einige Handgriffe, dann drehte er sich vollends um.

„So, das wär's“, sagte er und wischte sich die Hände ab. Die beiden Männer starrten sich an.

Und wieder beschlich Crane das eigentümliche Gefühl, als er sich selbst in die Augen blickte – sich, einem um neun Jahre älteren Thacker, dessen Gesicht von Falten durchzogen war.

Sorgen lagen in seinem Gesicht. Sorgen und noch etwas anderes.

Warum mißtraute er diesem Mann? Seinem zukünftigen Ich?

Crane wußte um die Antwort, doch so sehr er sich auch dagegen sträubte, sie als möglich zu akzeptieren, sie haftete fest in seinem Gehirn.

Thacker blickte ihn immer noch forschend an, sagte aber schließlich:

„Du hast Angst, Sidney. Das sieht man.“

„Angst?“ begehrte Crane auf, zögerte und meinte: „Ja, vielleicht hast du recht – aber es ist etwas anders geartet als Angst ...“

„Fürchtest du, daß man dir die Erinnerung löschen könnte?“

„Ja, wahrscheinlich“, log Crane.

„Das ist leicht bereinigt.“ Thacker lächelte und wies auf die Apparatur. Crane folgte seinem Blick.

„Ich habe eine Bombe eingebaut ...“

Crane machte einen Schritt nach vorne. „Wieso? Willst du etwa hierbleiben?“ Dann plötzlich lachte er. „Nein, das würdest du nicht. Natürlich nicht.“

„Du hast recht. Aber ich habe einige Vorkehrungen getroffen – für unsere Flucht“, erwiderte Thacker.

„Die Akte!“ sagte Crane heftig.

„Sie ist gut aufgehoben.“

Was sagte Thacker da? Cranes Stimme drohte ihn zu verraten, seine Sinne spannten sich an. Er hatte sich aber wieder in der Gewalt, als er sagte:

„Ich verstehe nicht ganz.“

Thacker schien die Ruhe selbst. „Ich wollte sichergehen. Schließlich habe ich keine Ahnung, wie ich früher einmal dachte und was ich tat ...“

Crane begann zu lachen. Dabei folgten seine Augen jeder von Thackers Bewegungen.

„Wir sind also wieder bei deiner Amnesie angelangt. Hast du dir schon eine Theorie zugelegt?“ Crane fühlte, wie seine Handflächen, die er aufeinander gepreßt hatte, feucht wurden.

„Eine Theorie? ... Vielleicht.“ Thacker schritt zur hinteren Wand und lehnte sich gegen die Seitenwand eines offenen Schrankes, der allerlei undefinierbares Gerümpel enthielt.

„Und wie sieht die aus?“ fragte Crane.

Thackers Gesicht war starr.

„Du könntest mich umbringen, im Glauben, die Dokumente in meiner Wohnung zu finden, um dann in die Zukunft zu flüchten – mit der Absicht, dein neues aus dem Aktenmaterial erlangtes Wissen zu eigenen Zwecken zu gebrauchen.“ Er schmunzelte. „Du weißt es ja noch nicht, aber der bedeutend wichtigere Teil der Dokumente – na, nennen wir es einmal so – könnte sich als äußerst einträglich erweisen.“

„Drücke dich genauer aus.“ Crane stand mitten im Raum. Ein Plan begann sich in seinem Geist abzuzeichnen.

„Noch nicht, Sidney.“ Thackers Lächeln zeigte sich wieder, und verschwand. „Ich wage es noch nicht.“

„Befürchtest du, daß ich die Akte 02 doch in deiner Wohnung finden könnte?“ stieß Crane hervor.

„Nein, sie ist nicht hier“, sagte Thacker ruhig, aber Crane wußte es anders. Thacker war noch nicht lange genug in seiner Zeit, um die Akte irgendwo anders hingebracht haben zu können.

„Du traust mir nicht, Thacker.“

„Man soll niemandem trauen.“

„Nicht einmal sich selbst?“

„Nein, man kennt sich meist sehr schlecht – und *dich* kenne ich überhaupt nicht.“

Eine gefährliche Behauptung, wenn Thacker sie ernst meinte.

„Nun – belassen wir es dabei. Aber du hast deine Theorie noch nicht zu Ende erzählt“, wechselte Crane das Thema unvermittelt.

„Bitte. Du hättest mich also umgebracht, würdest danach die Akte aber nicht gefunden haben.“

„Vielleicht doch“, warf Crane ein.

Thacker lächelte amüsiert. „Nachdem sie nicht hier ist? – Du würdest einen Ausweg in die Flucht gesucht haben.“

„Und?“ Crane wußte nun, was kam.

„Da würde man dich geschnappt haben. Was eine Löschung deines Gedächtnisses und eines Teils deiner Persönlichkeit zur Folge gehabt hätte“, endete Thacker, fügte dann noch hinzu: „Daher mein Argwohn.“

Crane sah die Dinge klar vor sich. Und er glaubte mit einmahl zu wissen, warum er später einer Amnesie unterzogen worden war. Er blickte Thacker stumm an, und fühlte wieder jenes geistige Band, das sie beide vereinte. Es wäre

ihm ein Leichtes, Thacker von seinem Irrtum zu überzeugen. Mit ihm zu flüchten, wenn nicht ... wenn nicht seine Theorie überzeugender geklungen hätte. Denn in diesem Augenblick wußte er, was er, schaltete er die Vernunft aus, machen würde: Eben das Falsche. Er verstand sich – aber auch Thacker.

Er mußte es anders kommen lassen. So, wie er es wünschte.

„Die Geschichte hat nur leider einen Haken“, sagte er plötzlich in die Stille hinein. „*Ich werde Sie verhaften.*“

Er hatte kaum die Rechte zum Rockaufschlag gebracht, da lag eine Waffe in Thackers Hand.

„Keine Bewegung!“ zischte er. „Die Hände ‘runter.“

Mit dem Herabsinken seiner Hände schien für Crane eine Welt zusammenzustürzen. Auf seiner Stirn brach der Schweiß aus. Er zwang sich dazu, ruhiger zu atmen.

„Der Haken liegt in *deiner* Theorie, Sidney.“ Thacker schritt rückwärts auf die Apparatur zu. Die Waffe in seiner Hand wich um keinen Zentimeter ab; sie zielte immer noch auf Cranes Brust.

„Und wenn uns beide noch etwas verbinden sollte, so sei dir gesagt, Sidney, daß die Bombe auf die zweite Person, die die Maschine bedienen will, eingestellt ist.“ Thacker hatte Mühe, den unsicheren Klang in seiner Stimme zu unterdrücken.

Für Crane kam dies wie ein Rettungsanker. Ohne zu überlegen faßte er danach.

„Du wirst es nicht wagen, mich zu töten. Dein Leben steht und fällt mit dem meinen.“

„Man muß nicht unbedingt das Herz treffen“, versetzte Thacker.

„Nein“, stimmte Crane zu, „aber vielleicht aus Versehen.“ Langsam bewegte er sich auf Thacker zu.

Die Mündung der Waffe folgte ihm, zitterte aber leicht.

Crane schlenderte von einer Seite zur anderen. Mit jeder Bewegung kam er näher.

„Stehenbleiben – oder ich schieße!“

Crane erstarrte augenblicklich. Er durfte Thacker nicht zum äußersten reizen. Noch einen Schritt, und er wäre zu allem fähig gewesen – einschließlich, sich selbst umzubringen.

Plötzlich ließ Crane die Schultern sinken. Resigniert. Er wußte, daß den scharfen Augen Thackers diese Bewegung nicht entgehen würde.

„Es ist gut, daß du Vernunft annimmst.“

„Gib mir eine Chance“, bat Crane. „Nur eine.“

„Das kann ich mir nicht leisten.“ Thacker schüttelte den Kopf. Man sah es ihm an; dieser Entschluß fiel ihm nicht leicht. „Du würdest sie wieder verderben. Ich werde dich nicht mitnehmen.“

„Aber“, Crane suchte verzweifelt nach den richtigen Worten, „das kannst du doch nicht tun. Mich – wo ich doch du bin – mich so zu hintergehen.“

„Du hast den Anfang gemacht. Du wolltest mich verhaften.“

„Und du könntest den Abschluß machen.“ Crane bemühte sich, Überzeugung in seine Worte zu legen, zumal Thacker von Wort zu Wort unsicherer wurde. „Es liegt in deiner Hand. Laß uns zusammen gehen.“

„Du bleibst hier. *Du* wirst dich der Amnestie unterziehen lassen.“

„Thacker!“

„Du bleibst hier.“

„Thacker. Ich bin doch du.“

„Nein, du bleibst ...“ Thacker gab es auf. Der Lauf der Waffe senkte sich, zielte auf den Boden, als sie in seiner Hand baumelte. Er wußte nicht, daß er damit Crane und sich selbst eine Fahrkarte zur Hölle reichte.

Diesen Augenblick nutzte Crane. Er schlug zu. Noch während Thacker zu Boden fiel, hatte Crane seine Pistole in der Hand. Ungläubiges Erstaunen leuchtete aus den hellen Augen Thackers.

„Aufstehen!“ befahl Crane.

Thackers Überraschung verschwand so jäh, daß Crane zusammenzuckte. Der Blick des anderen wirkte, als habe er mit sich und der Welt abgeschlossen. Es war ein Ausdruck äußerster Verzweiflung.

Mit einem tierischen Schrei stürzte sich Thacker auf Crane.

Und dann geschah alles so schnell, daß das Auge nicht mehr mitkam.

Thacker befand sich gerade in der Schußlinie. Das Nadelgeschoß löste sich aus der Waffe und durchbohrte ihn, noch bevor er Crane zu Fall bringen konnte.

\*

Crane setzte sich und rauchte mit zittrigen Händen eine Beruhigungszigarette. Dann durchsuchte er die Wohnung.

Nach einer Stunde gab er auf. Die Akte war zu gut versteckt. Er würde Earnest bei seinem Bericht eine dement-

sprechende Notiz machen. Dann konnte sich ein anderer um die Sache kümmern.

Er holte ein kleines, flaches Gerät aus seiner Brusttasche und schaltete es ein.

Earnest hatte ihm aufgetragen, einen Bericht über den Fall *Akte 02* an das zuständige Amt der Interzeit-Kontrollbehörde Ära IV zur Weiterleitung abzugeben.

In kurzen Sätzen schilderte er den ganzen Verlauf der Geschehnisse. Er verheimlichte nichts, sondern betonte wahrheitsgetreu seinen Versuch, Thackers wirkliches Interesse an den Dokumenten aufzudecken. Daß er dabei einige Formalitäten übergang, erklärte er als Folge seines speziellen Vorgehens.

Er wies weiter darauf hin, daß er mit seiner Lösung des Falles eine Zeitkorrektur vorgenommen hätte – und zwar absichtlich. Da er ermächtigt sei, derartige Veränderungen in eigener Person durchzuführen, sobald er sie für notwendig hielt, habe er Thacker verhaften wollen, was zu dem unglücklichen Todesfall führte.

Er schloß mit dem Eid, die Vorfälle wahrheitsgetreu berichtet zu haben.

Dann zog er die Folie aus dem Gerät und drückte seine Fingerkuppe an den unteren rechten Rand. Er rief die Interzeit-Behörde Ära IV über das kleine Teleggerät in Thackers Wohnung an und bestellte einen Wagen.

\*

Sidney Crane trat aus dem Zeittransmitter. Als er den angrenzenden Raum betrat, bemerkte er, daß die Kontrollpul-

te an den Wänden verlassen waren. Kein Techniker war weit und breit zu sehen. Dafür wurde er von Sir Walt Earnest und zwei ihm unbekanntem Agenten im üblichen grauen Elastikanzug empfangen.

Er streckte Earnest die Hand hin, und dieser schüttelte sie mit einem sonderbaren Ausdruck in den Augen.

Ohne Übergang sagte Earnest:

„Es tut mir leid, Mister Crane – aber ich muß Sie verhaften!“ Crane starrte ihn verständnislos an.

„Aber ... weswegen?“

Earnest drehte sich langsam um. „Ich habe am Tage vor der Tatnacht ein Schreiben erhalten – aus Ära IV“, erwiderte er, einen Bogen Papier von einem Pult nehmend. „Doch sehen Sie selbst.“ Er reichte es Crane.

Dieser las:

*Gerichtet an Interzeit-Kontrollbehörde, zu Händen Sir Walt Earnest.*

*Um eine Zeitfraktur im Sinne des § 3 ZSG zu verhüten, fordere ich Sie höflichst auf, Mister Sidney Crane, Beamter Ihrer Behörde in Ära III, unverzüglich bei Rückkehr aus dem Transmitter am Dienstag, den 2. März 2408, um 0900 Uhr Ortszeit zu verhaften.*

*INTERZEIT-KONTROLLBEHÖRDE ÄRA IV*

*Sir W. J. Anastos*

Crane schien noch immer nicht zu verstehen. Man sah ihm deutlich an, er war verblüfft.

„Und ... meine Verhaftung?“ fragte er.

„Ich bin noch nicht fertig. Vor einigen Minuten erhielt ich folgendes, etwas später aufgegebenes Schreiben“, fuhr Earnest fort. „Darin steht die Erklärung.“

„Ja?“ Crane fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

„Man wurde auf Sie aufmerksam, weil Sie es unterließen, sich in Ära IV mit Sir Anastos in Verbindung zu setzen, der daraufhin von einem Techniker davon in Kenntnis gesetzt wurde. Die Polizei wurde eingeschaltet. Man fand Thacker – ermordet.“

Crane richtete sich auf. „Aber das steht doch alles in meinem Bericht!“

„Ich weiß. Sie haben ihn ja in Ära IV durchgegeben.“

„Aber dann ...“

„Ich kenne ihn“, sagte Earnest knapp.

„Wieso verhaften Sie mich dann trotzdem, wenn Sie die Sachlage kennen?“ Cranes Mund wurde trocken.

„Sie glauben, Sie hätten den Fall gelöst?“ fragte Earnest. Crane schluckte.

„Ja ... natürlich! Ich teilte doch mit, daß ...“

„Machen Sie sich nichts vor“, unterbrach ihn Earnest. „Ihre Kalkulationen hatten einen kleinen Fehler. Wir glauben Ihnen Ihre Absicht, in gutem Glauben gehandelt zu haben. Ihre Verhaftung aber ist unumgänglich und resultiert darin, daß Sie meine Anweisungen nicht befolgt haben. Hätten Sie Thacker überführt, wäre Ihnen nichts geschehen. So aber ...“ Earnest machte eine resignierte Handbewegung. „... führte Ihre Eigenmächtigkeit zu Thackers Tod – und wenn auch nicht gewollt, unabwendbar zu Ihrem eigenen.“

„Zu meinem Tod? Ich ...“

„Ihrem Tod in neun Jahren.“

Cranes Augen glitzerten schreckerfüllt.

„Hätten Sie doch nur Thacker verhaften lassen“, sagte

Earnest verzweifelt. „Sie hätten nichts zu befürchten!“ Er zuckte mit den Schultern. „Was sage ich Ihnen das alles, es mußte so kommen, denn es stand in den Akten.“

„Was ist mit der verschwundenen Akte 02?“ wollte Crane erfahren.

„Sie wurde in Thackers Wohnung gefunden und sichergestellt. Thacker kannte ihre Bedeutung und wollte deswegen mit einem anderen Dokument, das der Akte beigelegt war, in die Zukunft fliehen. *Wollte* er ...“

„Thacker konnte die Akte unmöglich zur Gänze kennen! Er hätte es nicht so weit kommen lassen“, warf Crane ein. Er fühlte sich schwindlig.

„Er kannte nicht den genauen Inhalt, sondern wußte nur von ihrer Existenz – und davon, daß noch ein gewinnbringendes Dokument beigelegt war.“

„Und Sir Anastos, warum griff er nicht ein? Es wäre doch ein Leichtes für ihn gewesen, diesen Zwischenfall zu vermeiden.“

„Als Sir Anastos die Akte erhielt, sandte er mir den Haftbefehl. Zugleich damit schickte er die Originalakte – um kein Risiko einzugehen – in unsere Ära, und zwar in die Registratur.“

Crane begann dunkel zu verstehen.

„Er wollte eine Zeitfraktur vermeiden. Es war das einzig Richtige. Das hätten auch Sie tun sollen, dann wäre für Sie nichts verloren. Die Akte gelangte gestern in Ihre Hände und wurde in der Nacht, vielmehr heute morgen von Thacker gestohlen. Damit schloß sich der Kreis.“

Crane verstand.

„Und worauf lautet die Anklage?“

Earnest trat bis auf einen Schritt an ihn heran. In das entstandene Schweigen hinein sagte er: „Auf Mord, Mister Crane.“

Welch wahnsinnigen Irrtum hatte er begangen!

Crane taumelte unmerklich; es blieb aber Earnest nicht verborgen.

„Sie können es auch Totschlag nennen.“ Earnest blickte ernst. „Oder fahrlässige Tötung.“

Crane schwieg. Was tat es schon, Mord oder fahrlässige Tötung, oder Notwehr, wie man es auch nannte – auf die Strafe, die ihn erwartete, kam es an, und die war in jedem Fall die gleiche.

Earnest wandte sich an die beiden Agenten.

„Sie müssen verstehen, Mister Crane, daß wir Sie nicht mit dem Wissen um Ihren bevorstehenden Tod herumlaufen lassen können, und Sie aus dem Beamtenstand treten müssen.“ Er winkte einem Agenten und wechselte leise einige Worte. Der Agent verschwand.

„Ich nehme an, Sie wissen bereits, was mit Ihnen geschehen wird?“

Crane nickte schweigend.

„Aber Sie brauchen sich nun keine Sorgen mehr um Ihre Zukunft zu machen, das sei zu Ihrem Trost gesagt. Die Weltregierung sorgt selbstverständlich für Sie. Eine kleine Pension, eine Wohnung in einer abgelegenen Avenue ...“

„... eine neue Persönlichkeit, ein anderer Name“, flüsterte Sidney schwach.

Der Agent war unbemerkt zurückgekommen. In seiner Begleitung ein anderer Mann.

Earnest sah kurz über seine Schulter, dann wandte er sich wieder an Crane.

„Monsieur Lehour wird Sie hinausbegleiten, Mister Crane. Haben Sie noch etwas zu sagen?“

Crane setzte sich langsam in Bewegung, schritt an Earnest vorbei, mit hängendem Kopf. An der Tür sagte er:

„Nennen Sie mich ruhig Thacker.“

## Monster

Der Raum ist klein und feucht. Seine Wände sind ohne Verputz. An der Längsseite, die der Tür gegenüberliegt, ist ein schmales Brett in die Wand gemauert, das eine knappe Armlänge daraus hervorragt. Darauf lege ich mich, wenn ich schlafen will.

Ich bin nicht zum erstenmal hier. Immer, wenn ich nichts essen will, steckt man mich hier hinein. Das ist sehr oft; mir schmeckt der Brei nicht. Aber mir macht der Keller nichts aus. Im Gegenteil. Hier kann ich tun, was ich will. Wenn ich die Augen ganz zusammenpresse, zu schmalen Schlitzen, dann sehe ich in die Ziegelmauer hinein. Ich kann auch noch weiter sehen. Dahinter gibt es viele Gänge. Das ist interessant – viel schöner bestimmt, als bei den anderen Jungs zu sein.

Ich fühle mich nicht wohl bei ihnen. Das liegt aber nicht an mir. Wenn sie netter wären, würde es mir bestimmt Freude machen, mit ihnen zu spielen. Aber sie sind ekelhaft und grausam. Dann lasse ich das Essen stehen und muß in diese garstige Einzelzelle. Aber das macht mir ja nichts aus.

Ich habe hier alles, was ich brauche. Wenn ich Hunger habe, dann gehe ich durch die Wand hinunter zum See und esse ein wenig von dem grünen Zeug, vor dem den anderen ekelt. Das tue ich aber nur nachts. Einmal haben einige von den anderen Kindern gesehen, wie ich das grüne Zeug aß und haben es weitererzählt. Jetzt wissen es alle. Auch der Direktor. Das ist auch einer von den Gründen, warum niemand mit mir zu tun haben will.

Der Direktor mag mich auch nicht. Er fleht den Tag herbei, an dem jemand kommen möge, um mich mitzunehmen. Er sieht mich immer so böse an und klopft mit dem Rohrstock auf die Tischplatte. Wenn ich mich dann ducke, grinst er. Aber scheinbar will mich überhaupt niemand, denn von den anderen Kindern werden immer welche abgeholt. Wenn mich aber der Direktor jemandem zeigt, verzieht dieser dann das Gesicht. Ich weiß auch warum. Meine roten Augen stören sie, und meine ungewöhnlich weiße Haut.

Hier im Keller bin ich noch am liebsten.

Daß die Pritsche, auf der ich liege, hart ist, stört mich nicht. Wenn mich der Rücken schmerzt, dann schwebe ich einige Minuten über dem Brett. Das hilft nicht nur, sondern macht auch Spaß.

Jetzt liege ich wieder auf dem Rücken, schlafe aber nicht. Ich halte den Kopf ein wenig schräg, damit ich das Rattenloch in der rechten Ecke neben der Tür sehen kann. Ha, der Direktor glaubt, ich fürchte mich, wenn hier unten kein Licht brennt. Aber ich kann auch so sehen, trotz der Dunkelheit; wenn ich will, dann sehe ich, wenn nicht, dann schließe ich die Augen und schlafe.

Es raschelt wieder im Rattenloch. Ich werde versuchen, mich nicht vor der Ratte zu fürchten, damit ich ihr nichts tun brauche. Ich will niemandem etwas zuleide tun. Ich weiß, wie es ist, wenn man Schmerz verspürt. Nicht am Körper, sondern dort wo das Herz ist.

Ich weiß nicht, ob es oben Tag ist oder Nacht, und ich will es auch gar nicht herausfinden, denn ich bin müde. Darum schließe ich die Augen.

Ein Geräusch dringt in meinen Hinterkopf und weckt mich. Ich spüre, wie sich jemand meiner Zelle nähert. Es ist Hacker.

Er ist kein guter Mensch.

Der Schlüssel dreht sich im verrosteten Schloß. Quiet-schend öffnet sich die Tür. Viel Licht trifft meine Augen, und ich muß sie darauf einstellen.

Hacker steht in der Tür und lacht böse. Er stinkt nach Alkohol.

„Raus mit dir, Albino“, sagt er. Sein Mund zeigt gelbe Zähne. Da ich mich nicht rühre, kommt er und packt mich fest am Arm. Er meint, es tut mir weh, das stimmt aber nicht. Ich weine aber trotzdem, weil ich weiß, daß er es gerne sieht. Außerdem gibt er dann Ruhe. Aber heute ist er besonders schlechter Laune.

„Los, Albino.“

Er zerrt mich neben sich her.

„Du mußt ja sehr geschwächt sein“, zischt er höhnisch. „Schon lange keinen Seetang mehr gegessen, was?“ Er lacht, daß es im Keller widerhallt, „Nun, du kannst das Versäumte nachholen.“

Er stößt mich von sich, auf die abgetretenen Stufen zu. „Lauf, Albino“, schreit er mir noch nach, während ich über die Stiegen eile. Dann bin ich bei der Holztür, die ins Freie führt. Ich drücke die Klinke nieder, aber sie ist versperrt.

Hinter mir kommt Hacker mit keuchendem Atem.

„Na los, Albino, öffne doch“, grölt er.

Verzweifelt zerre ich an der Klinke.

Er greift schon nach mir. Ich spüre den Alkoholdunst in der Nase, seinen heißen Atem über meinem Gesicht. So

schnell ich kann, schreite ich durch die Tür. Hoffentlich sieht mich niemand. Hacker wird zwar überall erzählen, was er gesehen hat, aber er ist betrunken. Man wird ihm nicht glauben.

Die Tür hinter mir, sehe ich mich um.

Es ist Tag. Die Sonne scheint. Nicht eine Wolke ist am Himmel. Drüben auf dem Rasen spielen ein paar Jungs Ball. Ein Aufseher ist nicht da, und die Kinder haben sicherlich nichts bemerkt. Auch bei den Turngeräten am Waldrand ist niemand. Nur links hinterm Weg im Sommerhaus stehen einige Jungs und Mädels um Meister Camprini herum. Sie üben ein Lied. Meister Camprini ist unser Lehrer. Er ist von allen am nettesten zu mir. Er läßt mich in Ruhe.

„Hallo, Oliver“, ruft er, als er mich sieht. „Willst du nicht zu uns kommen?“

Ich schüttele den Kopf. „Ich muß zu Herrn Direktor Almann“, rufe ich zurück und will mich umdrehen.

„Erspar dir die Mühe, er ist nicht da. Nun, kommst du?“

Ich zögere, dann sehe ich Gerd bei den Jungs, die um Meister Camprini geschart sind. Er versucht mich bei jeder Gelegenheit zu ärgern. Darum sage ich:

„Nein, ich möchte lieber schwimmen gehen.“

Ich drehe mich um und gehe zum See. „Kelleralbino“, rufen mir die Kinder nach und lachen.

Auf dem Weg hinunter zum Wasser frage ich mich, warum ich mich nicht wie die anderen am schönen Tag freuen kann. Ich weiß nicht, wieso. Vielleicht weil ich anders bin? Aber das weiß außer mir ja niemand. Nur ist ärgerlich, daß man mich einmal beim Essen dieses grünen

Zeugs sah. Ich bin auch schon einmal davongelaufen, aber das ist auch keine Lösung. Man holte mich wieder zurück.

Schläge bekam ich damals.

Hier unten am See sind nur ein paar Kinder. Sie beachten mich nicht. Schnell entkleide ich mich. Ich bin noch ganz schmutzig vom Keller.

„Oliver“, kommt es vom Wasser her.

Es ist Lories Stimme. Ihr Kopf ragt über die Oberfläche empor. Das Wasser kräuselt sich bei jeder ihrer Schwimmbewegungen.

Ich winke ihr. Ich spüre, wie sich die Freude darüber, daß ich aus dem Keller durfte, von ihr zu mir über das Wasser trägt. Aber da fühle ich Schreckliches. Ich drehe mich um. Gerd kommt.

Er hat Böses im Sinn – natürlich.

Gerd ist größer als ich und älter. Auch kräftiger gebaut. Aber ich könnte ihn dennoch zehn Meter hoch in die Luft heben und dann fallen lassen. Aber das darf ich nicht. Niemand darf von meinem Können etwas wissen. Nicht einmal Lorie.

„Na, Kellerwanze – willst du spielen?“ lacht Gerd spöttisch.

Sofort hat sich eine Menge um ihn gesammelt.

„Bitte, Oliver, bleib draußen, geh nichts ins Wasser“, ruft mir Lorie zu.

Warum soll ich draußen bleiben? „Ich gehe baden“, sage ich daher trotzig. Und schon bin ich im Wasser. Darin fühle ich mich wohl. Ich kann gut schwimmen. Es macht Spaß.

„Achtung, Oliver!“ ruft plötzlich Lorie, und an dem

Gurgeln ihrer Stimme höre ich, daß sie Wasser geschluckt hat. Ich spüre ihre Angst um mich. Lorie ist ein nettes Mädchen. Sie hat mich gern.

Ich habe vergessen, auf Gerd aufzupassen. Schnell will ich mich umdrehen. Aber er hat mich bereits erreicht.

„Albino“, sagt er und spuckt Wasser. „Ich werde dich tauchen lehren.“

Ich spüre seine Hand an meinem Genick. Er zerrt mich zum Ufer. Ich schlage um mich, darf aber nicht meine wirklichen Kräfte einsetzen. Es sehen zu viele zu.

Dann haben wir den Grund erreicht. Gerd steht um einen ganzen Kopf über mir. Die anderen Kinder fangen zu johlen an, dann schlägt die Oberfläche des Wassers auf mein Gesicht. Ich winde mich verzweifelt, aber sein Griff ist fest, hartnäckig wie Gerd selbst. Die Luft wird mir schon knapp. Meine Lungen stechen. Lange kann ich das nicht mehr aushalten. Was soll ich tun? Gerd läßt nicht los! In meiner Verzweiflung kralle ich mich in Gerds Bein. Er zuckt, aber gibt nicht nach. Ich spüre, wie ich schwindlig werde, da –

Ich atme.

Ich atme unter Wasser, aber mein Mund ist geschlossen. Ich spüre, wie das Wasser, kühl und angenehm, durch meine Nase strömt, in den Körper gelangt und meine Nebenlungen füllt; dann öffnen sich meine Kiemen und stoßen das Wasser wieder aus.

Das tut gut. Eine angenehme Frische breitet sich in meinem Körper aus. Aber im nächsten Augenblick bereue ich mein Tun. Ich bin schon viel zu lange unter Wasser, das muß auffallen.

Der Griff in meinem Nacken löst sich.

Wie um Luft ringend erhebe ich mich aus dem Wasser. Ich pruste und spucke und schüttelte den Kopf. Gerd steht vor mir. Er blickt besorgt, aber dann sieht er, daß ich noch wohlauf bin, und er lächelt böse. Und dann gefriert sein Lächeln. Mit großen Augen blickt er mich an, sieht gebannt auf meinen Hals. Ich könnte schreien vor Wut. Er muß die Kiemen sehen. Sie schließen sich gerade. Mir schießt das Blut in den Kopf.

Mit einem Schrei stürzt er davon.

Die anderen Kinder sehen ihm verdutzt nach. Sie haben nichts bemerkt.

Obwohl ich mich nicht umgedreht habe, weiß ich, daß Lorie auf mich zukommt.

„Armer Oliver“, sagt sie.

Ich nicke stumm. So lange konnte ich mein Geheimnis hüten. Und heute passiert mir ein Unglück nach dem anderen.

Ich werde jetzt heimgehen. Das ist besser so. Wenn es dunkelt, werden die Kinder wieder kommen. An mein Bett. Mich necken. Lange halte ich das nicht mehr aus. Aber irgendeinmal werde ich es ihnen zeigen. Ich muß mir noch etwas einfallen lassen.

Vielleicht werde ich die Bäume weich machen, wenn sie darauf herumklettern. Irgendwann einmal.

\*

Hacker kämmt mich.

Vorher hat er mich gebadet und neu eingekleidet. Ich

trage das Gewand, das man immer angezogen bekommt, wenn sich jemand für einen von uns interessiert.

Direktor Almann hat mich gestern zu sich gerufen.

„Oliver“, begann er, ohne seine Zeitung wegzulegen. Ich stand in meinen Lumpen vor ihm. Wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte, konnte ich gut über seinen Schreibtisch sehen. „Du wirst uns vielleicht verlassen. Jemand interessiert sich für dich.“

Ich sagte nichts.

„Hoffentlich klappt es diesmal“, fügte er noch hinzu. „Benimm dich anständig. Verstehst du? Zeige dich von deiner besten Seite. Es ist wichtig, daß dich die Leute mitnehmen. Wenn du einmal von hier fort bist, kannst du tun, was du willst. Aber sie müssen einen guten Eindruck von dir bekommen, damit sie dich mitnehmen. Tun sie das, dann können sie reklamieren, so viel sie wollen. Du kommst mir dann nicht mehr hierher.“

Ich nickte. Wie froh ich war. Ich wünschte doch auch, von hier fortzukommen.

„Geh“, sagte er dann.

Und als ich hinausging, hörte ich noch, wie er leise sagte: „Mißgeburt.“

Jemand will mich also adoptieren!

Darum kämmt mich auch Hacker. Und er gibt sich die größte Mühe, mir dies so unangenehm als nur möglich zu machen. Aber ich tue ihm nicht den Gefallen zu jammern. Bald gehe ich fort. Und schlechter als hier kann es nirgendwo sein.

Warum wohl Gerd seine Entdeckung nicht gemeldet hat? Er petzt sonst immer, wenn er mir dadurch schaden

kann. Vielleicht, weil ihm niemand glauben würde? Möglich.

„Au“, entfährt es mir, als Hacker an meinem Haar reißt.

„Maul halten“, sagt er nur und zerrt noch mehr. Er ist wieder einmal betrunken.

„Fertig“, meint er dann. Ich springe schnell vom Stuhl, bevor er mich am Ohr hochziehen kann. „Komm her!“ brüllt er. Er richtet mein Sakko, das mir ein wenig zu groß ist. Er zupft noch ein bißchen herum, dann geht er einen Schritt zurück.

„Deine Blässe stört noch“, sagt er. Blitzschnell hat er mir ein paar Ohrfeigen links und rechts runtergehauen. „Damit ein wenig Farbe hineinkommt.“ Er zeigt mir seine gelben Zähne.

Da wird an die Tür geklopft.

„Was ist denn?“ brüllt Hacker.

Die Tür öffnet sich einen Spaltbreit.

„Die beiden Herren sind schon hier“, sagt eine Kinderstimme. Die Tür schließt sich schnell wieder.

Hacker nimmt den Rock vom Haken und schlüpfte hinein. Dabei sieht er mich an.

Er rülpst.

„Jetzt sind wir dich bald los, Albino“, sagt er dann.

An seinen Augen merke ich es plötzlich. Gleich darauf stürmt sein böses Denken auf mich ein. Langsam kommt er auf mich zu. Seine Augen sind halb geschlossen, als er murmelt:

„Halt dich ruhig, Albino. Ich verabschiede mich jetzt von dir.“

Ich weiß, daß er mir nicht viel tun kann, jetzt in diesem

Augenblick, aber instinktiv rücke ich mit jedem Schritt, den er auf mich zu macht, ein Stück zurück. Plötzlich spüre ich die Wand in meinem Rücken.

„Du bist ein Ungeheuer, Albino“, flüstert er. „Du weißt noch, wie du mir durch die verschlossene Tür entwischt bist? Das kann sonst niemand – nur ein Monster, und du bist eines. Anfangs glaubte ich, ich hätte es mir nur eingebildet.“ Er streckte die Hände vor. So, als ob er sie mir reichen will. „Aber wir zwei wissen es besser“, fährt er fort und hat mich in diesem Moment erreicht. Er drückt mich mit seinem ganzen Körpergewicht an die Wand. Mein Atem geht stoßweise. „Nicht wahr? Wir zwei wissen, daß du durch die Wand gehen kannst. Nun los, versuche dich zu retten – wie das letztmal.“

Er lacht. Ich spüre, wie sein Bauch wackelt.

„Aber du wirst es jetzt unterlassen. Stimmt's? Du willst ja fort von hier, also kannst du dir keine Extravaganzen mehr leisten. Was meinst du, wenn ich dir jetzt ...“

„Herr Hacker“, kommt es durch die geschlossene Tür. „Sie sollen sich beeilen.“

Er seufzt. „Na schön“, meint er dann enttäuscht. „Gehen wir also, Albino.“

Er geht zur Tür.

„Na komm schon!“ herrscht er mich an, als ich zögere.

Ich muß für ihn die Tür öffnen. Er folgt mir auf den Fersen. Wir kommen auf den Korridor, der zur Küche, zum Speisesaal und zur Direktion führt. Der Holzboden knarrt unter unseren Schritten.

Hacker nimmt mich an der Hand, und ich muß mich beeilen, um ihm nachzukommen, sonst drückt er meine Hand

zusammen. Ich muß fast laufen. Aber alles, was mir Hacker noch antun kann, werde ich überwinden, um endlich von hier fortzukommen.

Ob es diesmal klappt? Schön wäre es schon, die Mauern des Waisenhauses verlassen zu können. Wie das Leben wohl draußen ist? Ich bin erst einmal draußen gewesen, und da hat man mich gleich wieder geschnappt.

Wenn mich die Leute heute heimnehmen, zu sich, gehe ich nie wieder hierher zurück. Wie sie wohl sein mögen? Ich kann meine Neugierde nicht unterdrücken und versuche den Willen der Leute, die sich für mich interessieren, zu fühlen. Aber ich bekomme keinen Eindruck; das Direktionszimmer ist zu weit entfernt.

Unsere Schritte sind laut und knarrend. Besonders die von Hacker, der seine Stiefel anhat. Hacker ist ein sogenanntes Mädchen für alles. Er arbeitet im Garten, hilft manchmal in der Küche, säubert unsere Zimmer und macht sonst noch allerlei. In seinem Vertrag steht aber sicher nicht, daß er mich quälen soll.

Das kann er aber nicht mehr lange. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß sich die beiden Männer, die gekommen sind, wirklich um mich kümmern. Dieses Gefühl trügt mich nie. Es hat mir auch gezeigt, daß Lorie mich mag.

Wir kommen zu der Stelle, wo der Gang einen Knick hat. Ich spüre plötzlich Lories Anwesenheit.

Als wir zur Ecke kommen, sehe ich sie vor mir stehen. Und genauso plötzlich erhalte ich auch die Eindrücke der beiden Männer. Hacker hält mich noch immer an der Hand.

„Oliver“, sagt Lorie. Sie hat Tränen im Gesicht. „Du wirst uns verlassen?“

„Ich komme mich noch verabschieden“, sagte ich zu ihr und will stehenbleiben, um noch etwas zu sagen. Hacker reißt an meiner Hand.

Da spüre ich wieder die Empfindungen der beiden Männer. Auch die von Direktor Almann. Er freut sich, daß er mich bald los sein wird. Die beiden anderen Männer aber ...

Lorie sieht meinen gequälten Gesichtsausdruck. Sie deutet ihn aber falsch.

„Oliver“, sagt sie wieder.

„Na los“, fordert Hacker. „Willst du vielleicht bocken?“

Drei Meter vor uns ist die Tür zum Direktionszimmer. Sie erscheint mir in diesem Augenblick kalt und höhnisch. Ich spüre, wie ich zu zittern beginne, aber Hacker zerrt mich weiter. Ich versuche, mich aus seinem Griff zu winden, aber alles Gestrampel hilft nichts. Er hält mich nur noch fester. Ich vergesse ganz auf meine Fähigkeit, mich gegen Hacker zu wehren. Ich habe nur entsetzliche Angst. Das läßt mich keinen klaren Gedanken fassen.

„Verteufelter Albino“, knurrt Hacker wütend und schreit mich an. Ich beiße ihn in die Hand, aber er läßt mich nicht los.

„Verdammt, willst du nicht im Guten weiter?“

Ich sehe das Bild der beiden Männer vor mir. Sie sind elegant gekleidet. Ihr Haar ist eingefettet und straff auf den Kopf gebürstet. Sie stehen beide vor dem Tisch des Direktors, der auf sie einredet. Aber die beiden Männer hören ihm nicht zu. Sie starren auf die Tür, durch die ich kommen muß. Jeder von ihnen hat eine Hand etwas angespannt an der Seite herabhängen, die andere ist in Brusthöhe erhoben. So, als wollten sie in die Innenseite des Rockes langen. Ihre Augen sind wachsam. Sie beobachten dauernd die Tür.

Ihre Gefühle sind schwarz.

Sie sind Mörder.

Sie sollen mich töten.

Ich stemme mich gegen Hackers Bemühungen, mich zur Tür zu bringen. Er versucht, mir eine Ohrfeige zu versetzen, aber ich winde mich so stark, daß der Schlag mich verfehlt.

Plötzlich sind wir vor der Tür. Hackers Hand reicht nach der Klinke und drückte sie hinunter.

Sekundenlang nur blicke ich in den Raum. Ich sehe, wie sich die Arme der beiden Mörder blitzschnell bewegen. Dann hat jeder einen dunklen glitzernden Gegenstand in der Hand.

„Was soll das?“ fragt Direktor Almann. Zugleich löst sich aus meiner Kehle ein Schrei.

Ich schicke Hacker gegen die Tür. Die Pistolen entladen sich. Sogleich bin ich drei Meter von der Tür entfernt. Die Kugeln kommen durch die halbgeöffnete Tür, bohren sich in die Mauer. Es regnet Holzsplitter und Verputz. Hacker schreit auf und hält sich den Magen.

Ich laufe den Gang hinunter, so schnell mich meine Füße tragen. Ich keuche vor Anstrengung. Aber ich muß noch bis zur großen Mauer kommen, die das Haus umgibt. Ich will schnellstens weg von hier.

Dann bin ich bei der Steinwand, lehne mich keuchend dagegen. Hinter mir höre ich Geräusche; ich drehe mich um. Die beiden Männer erscheinen in der Haustür. Sie gehen ein wenig in die Knie, als sie mich sehen. Ihre Pistolen zeigen in meine Richtung.

Dann kracht es.

Aber da bin ich schon in der Mauer. Ich spüre, wie sie nachgibt, dann trifft mich heller Sonnenschein. Ich gleite aus der Wand ins Freie.

Ich weiß, daß die Mauer an dieser Stelle sehr hoch ist. Sie fällt auf der anderen Seite gute fünf Meter ab. Langsam schwebe ich zu Boden. Aber ich fühle, wie mich meine Kräfte zu verlassen beginnen. So oft wie heute habe ich sie noch nie angewandt. Das letzte Stück schaffe ich nicht mehr. Ich falle etwas ungeschickt auf und verstauche mir den Fuß. Ein kurzer Schmerz durchzuckt mich. Aber ich werde es schon schaffen.

Oben im Haus wird ein Fenster eingeschlagen. Glas klirrt zu Boden, Ich laufe durch das Gras.

„Da ist er, Rip!“ schreit eine Stimme von oben. „Schieß schon.“

Ein Fluchen. „Muß erst laden.“

Während ich weiter humple, ruft die erste Stimme wieder.

„Mandy, Grannert, er ist uns entwischt!“

Ich blicke schnell zurück. An der Mauer ist eine Bewegung. Ein Kopf sieht darüber. Etwas glitzert metallenen.

Dort ist ein Baum.

Noch ehe ich ihn erreiche, bellen hintereinander Schüsse auf. Der Boden um mich spritzt hoch. Meine Beine werden mir unter dem Körper weggerissen. Ich stürze. Ich bin am Schenkel verwundet und blute. Mit letzter Anstrengung schleppe ich mich zum Baum, lasse mich dahinter fallen.

Vorsichtig blicke ich hervor.

Sofort bellt wieder die Waffe an der Mauer auf. Ich ziehe schnell meinen Kopf zurück. Gleich darauf splittert Holz,

und Rindenstücke fliegen durch die Luft. Einige Kugeln gleiten singend ab und verlieren sich dahinter im Wald.

Die kurze Zeit aber hat mir genügt, um zu sehen, was ich will. Der Garten des Waisenhauses ist überfüllt mit bewaffneten Männern. Und alle trachten sie mir nach dem Leben. Sie kommen zu meinem Baum. Einige pirschen sich von der Seite heran, andere geben ihnen Feuerschutz. Die meisten tragen Uniformen.

Nicht weit von hier, schräg hinter mir, ist der See. Wenn ich ihn erreiche, kann mir nichts mehr passieren.

Ich entschieße mich zu einer Verzweiflungstat und hoffe, daß ich noch genügend Kraft habe. Meinen ganzen Willen lege ich in den Baum. Ich weine fast vor Anstrengung und Angst. Mein Bein schmerzt furchtbar.

Aber plötzlich gibt der Baum nach. Ein Bersten und Krachen, dazwischen überraschte Ausrufe.

Ich benutze diese Verwirrung, springe auf und laufe in den Wald, hinunter zum See. Hinter mir krachen einige Schüsse, aber davor brauche ich mich nicht mehr zu ängstigen. Sie sind ungezielt.

Mein Bein brennt wie Feuer, aber ich beiße die Zähne zusammen. Es geht leicht bergab, das hilft beim Laufen. Dann stehe ich vor dem See. Ich lasse mich hineinfallen ins Wasser und spüre, wie mich das kalte Naß angenehm umschließt.

\*

Ich habe mich tiefer hinein in den See begeben. Hier kann ich mich erholen und auch zu Kräften gelangen.

Oft spüre ich über mir die Vibrationen von Motoren. Es müssen fast ein Dutzend Boote sein, die auf der Oberfläche des Sees kreisen. Aus den Empfindungen der Männer, die darin sind, erfahre ich, was sie vorhaben. Dann begeben sie mich in sichere Entfernung. Und die Explosionen, die erfolgen, können mir nichts antun.

In meinem Bein steckt noch immer die Kugel. Die hole ich heraus, wenn ich mehr Ruhe habe und alles weiß.

Ich habe keine Ahnung, warum man solche Anstrengungen macht, mich töten zu wollen. Ich kann mir keinen Grund vorstellen. Aber ich werde es noch herausbekommen – dann, wenn ich wieder gesund bin. Ich trainiere hier unter Wasser oft mein Können, denn ich weiß, wenn ich an Land will, werde ich es sehr gebrauchen müssen.

Zeitweise schwimme ich an der Oberfläche des Sees, um Luft zu atmen. Ich suche mir aber immer die Nacht dafür aus. Aber das ist auch nicht ganz ungefährlich, denn die Soldaten müssen auch etwas haben, womit sie, so wie ich, in der Dunkelheit sehen können. Einmal schossen sie mit einer Kanone nach mir, als ich gerade wieder untertauchen wollte. Sie zielten aber schlecht.

Ich muß jetzt unbedingt herausbekommen, warum sie mich töten wollen. Nur deswegen, weil ich anders bin als die anderen?

Das glaube ich nicht.

Jetzt bin ich bereit, um an Land zu gehen. Es müssen Tage vergangen sein. Aber sie sind noch immer da.

Ich bleibe vorsichtshalber unter Wasser, während ich zum Ufer schwimme. Die kleinen Häute zwischen meinen Fingern und Zehen sind mir sehr nützlich beim Schwim-

men. Lange Zeit konnte ich mir keine Erklärung für ihr plötzliches Auftauchen geben.

Zehn Meter vom Ufer entfernt warte ich und forsche nach den Soldaten. Ich kann sie nun schon auf größere Entfernung spüren.

Ich entdecke zehn Soldaten, die am Ufer des Sees positioniert sind. Sie sind schwer bewaffnet.

Aber für mich ist es ein Leichtes, an ihnen unbemerkt vorbeizukommen. Ich erkunde eine Stelle im Wald, die nicht beobachtet wird. Dann schwimme ich zu einem Gestrüpp, das ganz nahe ans Wasser reicht. Ich ziehe mich an Land, bleibe einen Augenblick flach am Boden liegen. Schritte nähern sich mir. Ich denke mir die Kehle des Soldaten zusammengeschnürt, und er sinkt lautlos ins Gras. Hoffentlich war es nicht zu fest. Ich will niemanden töten, nur wissen, warum man mich so unbarmherzig verfolgt.

Noch einmal taste ich in Gedanken die Umgebung ab. Keiner in der Nähe. Ich erhebe mich und gehe weiter; so spare ich Kraft. Durch die Bäume hindurch sehe ich das Waisenhaus. Es ist von vielen Scheinwerfern hell beleuchtet. Und ich spüre auch eine Menge bewaffnete Soldaten.

Aber das hindert mich nicht an meinem Vorhaben. Irgendwo im Waisenhaus müssen die Leute sein, die hier die Befehle geben. Und diese müssen dann auch wissen, warum sie sie geben.

Ich konzentriere meinen Blick auf eine Stelle am Boden, unter der die Gänge liegen müssen, die ich entdeckt habe, als man mich im Keller einsperrte. Mein Blick geht durch den Boden und stößt auf Ziegel. Er dringt weiter, durch sie hindurch – da, das verlassene Gewölbe liegt vor meinen Augen.

Ich mache den Boden weich und sinke hindurch.

Dann stehe ich in dem stickigen Kellergewölbe.

Ich lausche. Aber meine Befürchtung ist grundlos. Niemand ist in der Nähe. Man hat das Gewölbe also nicht entdeckt oder einfach nicht bewacht, weil man es für unwichtig fand.

Beruhigt bewege ich mich vorwärts. Jetzt muß ich gleich unter dem Waisenhaus sein. Ich blicke durch die Decke hoch.

Über mir ist ein schwach beleuchteter Gang. Er ist leer. Ohne zu überlegen schwebe ich in die Höhe, gleite durch die Mauer und befinde mich im Haus. Ich erkenne den Korridor wieder. Er führt zu den Vorratsräumen und zur Gerümpelkammer.

Dorthin muß ich. Ich verstecke mich in der kleinen engen Kammer, mitten zwischen den Gartengeräten. Von hier aus erforsche ich das ganze Gebäude.

Das erste, was ich bemerke, ist, daß keine Kinder mehr hier sind. Die ganzen Schlafzimmer sind von Soldaten belegt. Hackers Zimmer und der Raum des Direktors sind im Moment leer. Ich sehe aber an den Dingen, die darin verstreut umherliegen, daß auch sie von Soldaten bewohnt sind. Sicher aber von höheren.

Als ich meinen Blick auf das Direktionsbüro konzentriere, sehe ich meinen Weg klar vorgezeichnet. Es sind fünf Männer darin, die alle goldglänzende Uniformen haben. Überall im oberen Stock stehen bewaffnete Posten.

Ich mache die Wände weich und gleite in ihnen empor. Und zum erstenmal stelle ich bewußt fest, daß ich mehrere Dinge zugleich tun kann. Während ich durch die Mauer

gleite, lasse ich den Raum nicht aus den Augen. Ich sehe, wie die Männer erregt diskutieren, kann aber ihre Worte noch nicht verstehen.

Dann habe ich die Wand erreicht, an die der Direktionsraum grenzt. Hier werde ich bleiben.

Nun sehe ich nicht nur alles, sondern kann auch die Worte gut hören. Ich probiere, ob ich die Wand wirklich weich halten kann, wenn ich zugleich auch höre und sehe. Es geht wunderbar.

Ich muß herausfinden, weswegen man mich töten will. Ich muß entdecken, was sie so an mir ängstigt. Ich habe Glück. Ich brauche nicht lange zu warten, dann kommen sie darauf zu sprechen.

„Wie sieht es aus? Wieder kein Erfolg?“ Es ist ein älterer Herr in Zivil. Er hat weißes Haar. Alle anderen sind uniformiert, haben Orden auf der Brust.

„Nichts, Herr General.“ Der Uniformierte zuckt die Achseln. „Noch immer keine Spur.“

Der ältere Herr verschränkt die Arme auf dem Rücken. Er geht langsam auf und ab. Dann fragt er: „Wo ist eigentlich der Junge – wie hieß er noch, Gras – Grazing –?“

„Gerd Grazlik, Herr General“, antwortet der Uniformierte von vorn. „Wir haben ihn mit den anderen weggebracht.“

„Sie hätten ihn getrennt fortschaffen sollen.“

„Ich habe den Auftrag be...“

„Aber Camprini ist doch dabei. Wer weiß, auf welche Ideen er noch kommt. Schließlich war er es, der die Spur verwischen wollte. Als der Junge entdeckte, daß dieses Monster Kiemen hat und es dem Lehrer mitteilte, verlangte

dieser von ihm, daß er darüber schweige. Woraufhin der Junge zur Polizei lief. Wir bekamen Wind von der Sache.“

Die anderen vier Männer in Uniform bewegen sich unruhig. Einer von ihnen sagt plötzlich:

„Meine Herren, ich bitte sie. Wir kämpfen nicht nur gegen das Ungeheuer, sondern auch gegen die Zeit. Wer weiß, wozu es fähig ist, wenn es sich erst einmal richtig gesammelt hat!“

Der ältere Herr in Zivil blieb stehen.

„Also, wenn ich rekapitulieren darf: Vor zehn Jahren habe ich das Kommando über das dreizehnte Regiment geführt. Wir befanden uns gerade auf einem Vorstoß, da geschah es. Ein raumschiffartiges Ding landete nicht weit entfernt. Ihm entstiegen zwei menschengleiche Wesen. Wir dachten zuerst nicht daran, etwas gegen sie zu unternehmen. Wir gaben lediglich eine Meldung ab. Dann muß irgend etwas passiert sein. Plötzlich kämpften sie inmitten eines Rudels unserer Soldaten, und zwar mit den unglaublichsten Mitteln. Daraufhin schossen wir sie sofort nieder. Wir mußten dabei schnell handeln, um nicht im Handumdrehen von ihnen beseitigt zu werden. Was deutlich in ihren Fähigkeiten lag. Eines von den beiden Ungeheuern war eine Frau, und wir wußten auch, daß sie ein Junges bei sich hatte. Das war natürlich ihre einzige Sorge. Es gelang ihr auch, das Kind mittels ihrer Gedankenkraft fortzuschaffen. Das war dann auch alles. Die Sache blieb geheim.“

Der Mann mit dem vielen Gold setzt sich nieder. Er sagt: „Dieser Camprini fand das Junge. Wir wissen aber immer noch nicht, was ihn dazu trieb, seinen ungewöhnlichen Fund geheimzuhalten. Er sagte etwas von Mitleid. Jeden-

falls steht er unter ständiger Bewachung – und unter Verhör.“

Der pensionierte General wendet ein: „Und glauben Sie, meine Herren, daß Sie das Ungeheuer vernichten können? Jetzt, wo es davon weiß? Ich glaube, die ganze Aktion war nicht gut genug organisiert.“

„Wir haben den See und das Haus umstellt.“

Der alte Mann schüttelt den Kopf. „Das wird kaum helfen. Eine Atombombe wäre das Richtige.“

„Sie vergessen, daß wir ein kleines Land sind. Bis wir die Bewilligung eines Abwurfes haben, können Jahre vergehen. Die Großmächte sehen die Lage als nicht ernst genug an.“

Stille. Dann sagt der Goldgeschmückte:

„Sie sagten, sie kämen von der Venus?“

„Ja.“ Der Weißhaarige nickt. „Das gaben sie uns zu verstehen, bevor sie das Raumschiff in die Luft jagten.“

\*

Ich sehe den Stern direkt vor mir, an den er denkt. Ich werde ihn ganz bestimmt am Himmel wiedererkennen.

Mir genügt das Gehörte. Ich sinke in der Wand hinunter, bis ich wieder in dem verfallenen Kellergewölbe bin. Dort setze ich mich hin, von den Anstrengungen müde. Ich denke nach.

Und es wird mir alles klar.

Ich weiß, warum sie mich hassen, warum sie mich töten wollen. Sie fürchten mich. Mein Können. Aber wie unklug ist es doch! Sie fragen mich überhaupt nicht, ob ich Böses

im Sinn habe, sie nehmen es als selbstverständlich an. Nur weil ich von einer anderen Welt stamme und weil ich mächtig bin. Aber ich will ihnen kein Leid, zufügen. Auch jetzt nicht, wo ich weiß, was sie mit meinen Eltern machten. Ich gehöre nicht hierher. Ich werde auch nicht versuchen, mich anzugleichen. Nur schade, daß ich Lorie nicht Lebewohl gesagt habe. Aber vielleicht tue ich das noch. Und bei Meister Carnprini werde ich mich bedanken, und wenn ich ihm irgendeinen Gefallen tun kann, werde ich es. Hoffentlich tut man ihm nichts.

Jetzt werde ich die Mauern des Waisenhauses hinter mir lassen. Jetzt, wo ich weiß, daß ich nicht zu den Menschen gehöre. Ich werde hinausgehen in die Welt. Die Kraft dazu spüre ich in mir.

Vorsichtig, aber ohne Furcht trete ich ins Freie. Der Nachthimmel ist klar, und ich sehe den Stern, den der General gemeint hat. Er strahlt ganz hell und freundlich.

Ich kann noch nicht hin, das ist mir klar. Aber eines Tages baue ich ein großes Schiff, dann fliege ich heim ...

## Das Problem Epsilon

Die Sternkarte, vor der General Maffie stand, nahm die ganze Wand ein. Sie wurde indirekt beleuchtet und stellte zugleich die einzige Lichtquelle in dem kleinen Raum dar.

Der General, ein knochiger Veteran, unterstrich seine Anweisungen mit einem langen Leichtstahlrohr, das er mit echt militärischer Theatralik in die dreidimensionalen Sternhaufen stieß.

Die acht Agenten folgten seinen Bewegungen und Worten mit ernsten, konzentrierten Gesichtern. Sie wußten um ihre Aufgabe und um das, was davon abhing. Clay Lokart hatte wohl die schwerste Verantwortung von ihnen zu tragen. Und er unterschätzte diese nicht.

„Sie wissen alle, was Sie zu tun haben“, sagte der General. Er straffte sich und nickte abschließend. „Machen Sie Ihre Aufgabe gut, und – viel Glück!“ Damit verabschiedete er die Anwesenden.

Acht Stühle wurden gerückt, als sich die Männer erhoben, um den Raum zu verlassen.

„Captain Lokart“, rief der General.

„Ja?“ Dieser wandte sich um.

„Sie bleiben noch.“

„Jawohl.“

Die Agenten hatten den Raum verlassen.

„Kommen Sie her“, sagte der General.

Lokart kam dem Befehl nach; er stand vor dem General.

„Fassen Sie den alten Fyr mit Samthandschuhen an“,

sprach der General mit sanfter Stimme. „Dies ist kein Befehl. Nur eine Bitte.“

„Jawohl.“

Der General legte Lokart die Hand auf seine Schulter.

„Es sind die letzten acht Stützpunkte. Bringen Sie Fyr schonend bei, daß seine Mission beendet ist.“

„Jawohl.“

„Versuchen Sie ihm beizubringen, wie gut es den Kindern gehen wird.“

„Jawohl.“

„Das war's, Captain Lokart.“

Der General reichte ihm die Hand. Sie tauschten einen kurzen Blick aus, dann verließ Lokart den Raum. Er schritt geradewegs hinunter zur Transmitterstation des Hauptquartiers. Es war schon alles vorbereitet. Der Sonderkurier übergab ihm die Vollmacht, die Techniker überprüften noch einmal die Lochstreifen des Transitgehirnes, dann durfte er den Transmitter betreten.

Ein Brocken hatte sich in seiner Kehle festgesetzt, als er durch das Flimmern des Materiesenders trat.

\*

Lange hatten die Morph-Kinder in tiefer Konzentration, flach auf dem Boden liegend, verharrt. Jetzt war von ihrem Anführer das Zeichen zum Angriff gekommen: ein dreimaliges, für menschliche Ohren unhörbares Pfeifen im Ultraschallbereich.

Ihre Spootenkörper setzten sich in Bewegung. Die scharfen Krallen in das zerfurchte Gestein stoßend, formierten

sie sich in einer Schützenkette, spannten die Hinterbeinmuskeln und sprangen.

Ein Blitz löste sich aus dem wolkenverhangenen, dunkelvioletten Himmel und tauchte die bizarre, stufenförmig angeordnete Landschaft der Spootenwelt in ein gespenstisches Licht. Einen Augenblick flackerten die Flughäute der Morph-Kinder hell auf, dann hoben sie sich nur noch als Schatten von der anbrechenden Finsternis ab. In das leise Raunen ihrer Segel krachte urplötzlich das Donnernrollen, fast im gleichen Moment gefolgt von einem dröhnenden Platzregen.

Dreizehn Sphären glühten mitten in der Luft auf, als die Morph-Kinder an den Armaturen hantierten und ihre Schutzschirme einschalteten. Dann hatten sie den Höchstpunkt ihres Fluges erreicht, hingen momentan bewegungslos am Himmel und stürzten sich, die spitzen Köpfe nach unten, herab. Sie landeten, den Sturz mit einem jähen Schlag ihrer Flaute bremsend, zogen abermals die Hinterbeine an und setzten in langen Sprüngen ihre Reise fort.

Nicht lange, und auf ihren Tastgeräten zeichneten sich die Umrisse einer Stadt ab. Dorthin mußten sie. Ihre Aufgabe war es, diese Stadt zu zerstören – eine weitere Bastion der Feinde zu vernichten. Danach sollten sie zurück zu Vater Epsilon, den sie im gleichen Maße liebten, wie sie die Spooten haßten.

Sie befanden sich unweit der Stadt, als ihr Kommen bemerkt wurde. Schon konnten sie die schwachen Lichter der Behausungen mit freiem Auge erkennen, als die ersten Geschosse heranjagten. Augenblicklich suchten die Morph-Kinder festen Boden. Wie auf ein Kommando hin schwärmten sie aus. Sie griffen mit ihren Klauen in den

zackigen Fels und zogen sich auf diese Weise, den angreifenden Spooten zum Trotz, vorwärts.

Von der Stadt her setzte Sperrfeuer ein.

Die Spootenkörper der dreizehn Kinder verkrochen sich in sorgsam ausgewählten Stellungen. Sie hatten die Intensität ihrer Schutzschirme erhöht; die Armaturen mit ihren Vorderbeinen betätigend, steckten sie die spitzen Köpfe zwischen die Fleischmassen ihrer Nacken.

Sie waren nur dreizehn und kämpften gegen eine ganze Stadt. Aber Vater Epsilon hatte sie eine gute Taktik gelehrt und ihnen vernichtende Waffen mitgegeben.

Ein schrilles, unhörbares Kommando – und Klauen hieben auf die Armaturen ein, rissen an Schaltern, preßten Tasten nieder.

Die Stadt lag einen Moment still und schweigend da; dann, mit urplötzlicher Gewalt, setzten mitten in ihr dröhnende Explosionen ein. Erschütterungen ließen die felsige Oberfläche rund um die Festung beben. Die Schutzschirme der dreizehn Morph-Kinder flackerten – ihre Armaturen tanzten wie verrückt.

Die Stadt löste sich im Hexenkessel der Energien auf. Aber der herniederprasselnde Regen verwischte bald die letzten Spuren ihres Untergangs; eine dicke, naß-glitzernde Schlammschicht überzog die Fläche, auf der einst die Spootenstadt gestanden hatte.

Die Schlacht war zu einem raschen Ende gekommen. Die Morph-Kinder hatten einen weiteren Sieg zu verzeichnen, Ihr Haß gegen die Spooten und die Liebe zu Vater Epsilon waren ihre Verbündeten gewesen. Nun konnten sie sich befriedigt zurückziehen.

Etwas müde von den Anstrengungen machten sie sich auf den Weg – zu den fernen Transmittern. Letzte Woche hatte ihr Rückweg nicht so lange gedauert. Und vor zwei Monaten hatten sie nur aus den Materiesendern zu treten brauchen und waren schon vor einer Spootenstadt gestanden.

Schweigend zogen sie sich zurück; aber trotz der Müdigkeit brannte eine heiße Lohe in ihren Augen.

Ohne Zwischenfall erreichten sie die dreizehn Transmitter. In der Schleuse angelangt, vollzog sich ihre physische Umwandlung. Sie nahmen wieder ihre natürliche menschliche Gestalt an.

Dann war es soweit. Sie traten als Menschenkinder aus den Materiesendern auf ihre Heimatwelt. Als sie den staubigen Boden unter ihren Füßen spürten, wußten sie sogleich, daß irgend etwas Ungewöhnliches eingetreten war.

Wohl konnten sie Vater Epsilon sehen, der in der gewohnten rührigen Erwartung ihrer Rückkehr harrte. Aber sie bemerkten auch den anderen Mann. Er war stattlich anzusehen in seiner glänzenden Uniform. Abwartend stand er im Hintergrund – nur einige Schritte vor ihrem Wohngebäude.

Und daß er hier war, war ungewöhnlich genug.

\*

Er setzte den Fuß auf die staubige Welt und fühlte sich immer noch nicht besser. Er dachte an seine Aufgabe.

Sie war ihm unbequem. Er preßte leicht seine schmalen Lippen aufeinander und versuchte, nicht daran zu denken. Statt dessen betrachtete er seine Umgebung.

Bis zum Horizont erstreckte sich eine einzige glatte Ebene, weißlich-gelb und öde. Der Planet schien eine Zusammenballung von Staub und wieder Staub zu sein; seine Stiefel sanken bis über die Fersen in die pulverige Schicht. Er wußte, Stützpunkt Epsilon hatte keine Atmosphäre. Nur unter der riesigen Glaskuppel herrschten menschenwürdige Bedingungen. Automatisch suchte sein Blick die Station. Während er langsam weiterschritt, glitten seine Augen von dem Gebäude zur anderen Seite der Kuppelbegrenzung. Dreizehn Transmitter ragten dort aus dem staubigen Boden, glänzend, wie einsame Posten anmutend. Er bewegte sich weiter weg von dem Materiesender, durch den er eben getreten war. Er drückte die Mappe fester an sich. Sein Blick glitt wieder zur Station.

Von den Kindern war nichts zu sehen. Wahrscheinlich führten sie gerade einen Angriff durch. Überhaupt schien die Station verlassen. Der alte Fyr aber würde auf seinem Posten sein.

Lokart stapfte auf das Haus zu. Da sah er, wie sich die Fronttür öffnete und ein grauhaariger Mann in einer gebleichten Uniform heraustrat. Er blieb abwartend stehen und blickte dann wie zufällig in Lokarts Richtung.

Er hatte den Kragen geöffnet und die Hemdärmel aufgekrempt. An Stelle von Stiefeln steckten seine Füße in Pantoffeln. Normalerweise hätte Lokart die schlampige Art des Alten verurteilt, doch in diesem speziellen Fall empfand er nichts anderes als Mitleid. Ganz unbewußt strich er seinen Militärrock glatt, fühlte die Silberspange des Geheimdienstes unter seinen Fingern.

Sein Blick wurde fest. Er erreichte den Alten und sah

ihm in die Augen. Armer Teufel mit irrem Blick, überlegte er.

„Sind Sie Fyr?“ fragte er.

Der Alte betrachtete ihn feindlich. „Man will mich wohl nicht in Ruhe lassen“, sagte er bissig. „Oder wollen Sie mir weismachen, Sie brächten Verpflegung?“ Der Alte sah an Lokart vorbei, zum Transmitter. „Ich sehe keine Pakete ...“

„Ich bringe keine Verpflegung“, sagte Lokart.

„Also?“

„Ich habe eine Vollmacht.“ Lokart überlegte, daß es das Beste war, Zum Kern der Sache zu kommen. „Hier“, meinte er und hob die Aktenmappe kurz an.

„Eine Vollmacht?“ Der Alte lächelte belustigt.

Lokart öffnete das Magnetschloß, nahm das Dokument und überreichte es dem Alten. Dieser hatte kopfschüttelnd seine Bewegungen verfolgt. Er schien nicht zu wissen, ob dies ein schlechter Witz war oder purer Ernst. Dann las er. Hin und wieder murmelte er „Na so etwas“, sein Lächeln aber war verschwunden. Je weiter er las, desto düsterer wurde sein Gesicht. Er schnaufte verärgert, und seine Mundwinkel zuckten. Plötzlich warf er das Dokument in den Staub und begann schallend zu lachen. Weit bog er sich zurück, die Hände gegen die Hüften gestemmt; sein Adamsapfel hüpfte im Rhythmus des krächzenden Lautes, der seiner Kehle entfuhr.

„Nein so etwas“, brachte er hervor, mit Mühe seine Belustigung unterdrückend, und wischte sich die Tränen aus den Augen. „Das ist der beste Witz, den ich je gehört habe.“

Wieder lachte er schallend.

„Man will diesen Stützpunkt auflassen. Ha! Ha!“

Lokart sagte noch immer nichts. Er fühlte sich unbehaglicher denn je.

„Man will die Kinder und mich ...“

Und wieder lachte er. Dann starrte er zu den dreizehn Transmittern hinüber.

„Die Kinder“, murmelte er, „meine Kinder. Sie müssen jeden Augenblick kommen.“

Während er langsamen Schrittes auf die Materiesender zuging, bückte sich Lokart nach der Vollmacht. Jetzt begann er zu ahnen, *wie* schwer seine Aufgabe werden würde.

Abwartend blieb er beim Haus stehen.

Fyr, einst sicherlich ein strammer Offizier, stand mit gebeugten Schultern in einiger Entfernung vor den Transmittern. Lokart vermeinte, ihn leise vor sich himurmeln zu hören. Die Minuten krochen dahin, und jede von ihnen wurde zu einer Ewigkeit. Lokart konnte Fyr verstehen; er selbst fühlte sich für das Wohlergehen der Kinder verantwortlich. Sie taten ihm leid. Anfangs hatte ihn der Gedanke, abnormale Kinder als Waffe gegen die Spooten einzusetzen, abgeschreckt. Aber die Lage war noch vor Monaten ziemlich zweifelt gewesen. Lokart verstand jetzt. Wären die Kinder nicht gewesen, hätte der Krieg weiterhin unerbittlich seine Opfer gefordert – auf beiden Seiten. Er wußte, der General hatte nicht unüberlegt gehandelt, sondern nur im Sinne der Menschheit. Er dachte daran, was jetzt mit den Kindern geschehen würde und senkte unwillkürlich den Blick. Für sie würde die Entscheidung ein schwerer Schlag sein. Besonders für Fyr – Vater Epsilon, wie sie ihn nannten.

Der Alte bewegte sich unruhig. Lokart sah auf.

Was, wenn den Kindern etwas passiert war? Jetzt bei ihrer letzten Aktion. Denn daß es die letzte war, würde Lokart sicherstellen. Dieser Stützpunkt mußte aufgelassen werden, so lautete seine Order.

Doch da wurde er mitten in seinen Gedanken unterbrochen. Die Transmitter begannen zu flimmern, und Sekunden später traten die Kinder eines nach dem anderen heraus. Sie blieben einen Moment unschlüssig stehen. Ihre Helme, die für Spootenköpfe konstruiert waren, hingen an Riemen von ihrer Seite. Die Gürtelarmaturen und das Schutzschirmaggregat hielten sie in den Händen. Die unförmigen Geräte wirkten grotesk in ihren zarten Fingern.

Sie blickten Lokart verwundert an. Dann jedoch sahen sie nur noch Vater Epsilon, rannten unter freudigem Jauchzen auf ihn zu. Ein erregtes Stimmengewirr erhob sich.

„Meine Kinder ... meine Kinder.“ Und Fyr breitete seine Arme aus, als wolle er sie alle unter einem unsichtbaren schützenden Mantel vereinen. Er wischte sich mit der Hand über die eine Wange, und Lokart konnte sehen, daß die Hand hernach naß war.

„Vati, ich habe das Munitionsdepot in die Luft gesprengt.“

„Es war diesmal ganz leicht.“

„Ja, sicher. Sie dachten kaum an Gegenwehr.“

„Wir haben sie einfach überrumpelt ...“

„Und nicht eine Sekunde waren wir in Gefahr!“

„Das Gewitter hat uns geholfen ...“

\*

Lokart war aus dem Hintergrund gekommen. Er trat bis auf einige Schritte an Fyr heran. Dieser kniete im staubigen Erdreich und drückte ein Kind nach dem anderen an seine Brust, während sie auf ihn einredeten.

Doch da versiegte der Wortschwall, und sie schauten Lokart aus großen Augen an.

Arme Teufel, dachte Lokart. Sie waren alle ein wenig beschränkt und hätten in einer Heilanstalt Genesung gefunden. Aber nein, man hatte sie mit Spritzen behandelt, in ihre Körper raffinierte Mikroanlagen eingebaut, um sie so der giftigen Atmosphäre und den menschenfeindlichen Bedingungen der Spootenwelt gefahrenlos aussetzen zu können. Und damit nicht genug: man hatte sie derart *präpariert*, daß sie nach einer einfachen Schaltung am Transmitter ihre Gestalt verändern und die der Spooten annehmen konnten. Gleichzeitig damit hatte man sie mit diesem alten Fanatiker zusammengesteckt, der die Spooten haßte wie die Pest und natürlich seinen Haß auf die Kinder übertrug. Mit dieser Verbitterung im Herzen hatte man sie dann auf die Spooten gehetzt. Die Kinder wußten nicht, warum sie zu töten hatten. Ja, betrachtete man die Angelegenheit genauer, so wußten anscheinend nicht einmal die führenden Politiker, weshalb dieser Krieg gegen die Spooten all die letzten Jahre hindurch ausgefochten worden war.

Lokart schüttelte den Kopf.

Aber das würde nun ein Ende haben. Lokart war gekommen, um die Kinder und Fyr zurückzuholen.

„Wer ist das?“ fragte ein Knabe, den Finger auf Lokart gerichtet. Er war an die zwölf Jahre alt. Lokart schauderte; aber nicht dessen abnormal hoher, spitz zulaufender Kopf,

der ihn auf den ersten Blick als Akrozephalie kennzeichnete, zwang Lokart zu dieser Gefühlsregung, sondern der Blick hinter den dicken, in einer Linie fortlaufenden Augenbrauen.

Fyr stand auf, die eine Hand sanft um die Schultern des Knaben gelegt und sah Lokart unfreundlich an.

„Das ist ein böser Mann“, sagte er.

Lokart mußte an sich halten, um seinen Ärger über die Worte des Alten nicht zu zeigen.

Ein etwa achtjähriges Mädchen hob mit einem langen, dünnen Arm ihre Gürtelarmaturen und betastete herausfordernd die Schaltanlage.

„Aber er ist ein Mensch“, stellte ein zwergenhafter Jüngling fest.

„Wirklich?“ zweifelte ein anderer.

„Soll ich?“ Die Achtjährige warf Fyr einen fragenden Blick zu. Ihre Finger spielten über die Tasten.

Der Alte tätschelte besänftigend ihre Wange.

„Nicht nötig, Ewika. Er ist wirklich ein Mensch. Und wir kämpfen nur gegen die Spooten.“ Er sah Lokart scharf an, der etwas unsicher dastand. „Auch wenn er böse ist – wir tun ihm nichts. Wir werden ihn nur von hier verjagen.“

Lokart sagte noch immer nicht.

„W-w-as will er, V-va-ati?“ Der Junge bohrte mit drei Fingern in seinem schiefen, zahnlosen Mund. Er glotzte verständnislos auf den Agenten.

„Er will euch verbieten, die Spooten zu töten.“

„Wi-wi-rr werden i-ihn v-v-ver-jagen, v-verja-gen!“ Er ballte die kleinen Fäustchen.

„Ja, das werden wir“, stimmten einige andere zu.

Fyr winkte mit dem Zeigefinger, so als wolle er die Kinder tadeln. „Das werdet ihr unterlassen“, sagte er milde. „Zuerst will ich mich mit ihm unterhalten, das dürfte zweckmäßiger sein.“

„Warum dürfen wir ihn nicht verjagen?“ fragte die Achtjährige noch immer angriffslustig.

„Weil dann“, sagte Fyr, „wenn wir diesen bösen Menschen verjagt hätten, es dieser anderen bösen Menschen sagen würde – und dann kämen viele von ihnen. Dagegen sind wir machtlos.“

„Wir könnten alle töten und auf die Spootenwelt fliehen.“

„Wir müßten nicht mehr zurückkommen.“

„Und was wird aus Vater?“ fragte der Junge, der Lokart als Mensch erkannt hatte.

„Um mich braucht ihr euch keine Sorge zu machen. Aber ihr wißt, daß ihr nur eine begrenzte Zeitspanne auf der Spootenwelt zubringen könnt. Nein, nein. Von alledem, was ihr vorgebracht habt, werden wir nichts tun. Ihr seid jetzt müde und werdet euch in die Wiegen legen. Inzwischen verhandle ich mit dem bösen Menschen. Das ist das Beste.“

Die Kinder blickten unzufrieden drein, aber sie gehorchten widerspruchslos. Dies war zwar lobenswert, dachte Lokart, ob es aber gut war, bezweifelte er stark.

Fyr setzte sich auf das Haus zu in Bewegung, und die Kinder folgten ihm. Unaufgefordert bildete Lokart den Schluß.

\*

Im Haus war es angenehm kühl; von irgendwoher blies ein Ventilator den Geruch von Tannen. Sie kamen in einen

langgestreckten Raum, der dreizehn bettähnliche Liegestäten beherbergte. Lokart hatte schon von den ‚Wiegen‘ gehört. In diese legten sich die Kinder immer nach ihren Einsätzen, denn sie benötigten Ruhe und Entspannung. Und wenn sie darin einschliefen, wurde ihnen flüssige Nahrung zugeführt.

Fyr brachte die Kinder zur Wiege, setzte ihnen die Nährschläuche auf und stülpte ihnen die Atemgeräte über. Ihre Lungen brauchten nach dem Besuch der Spootenwelt den nötigen Atmungsungleich. Nachdem Fyr für seine Kinder gesorgt hatte, bedeutete er Lokart, ihm zu folgen. Sie gelangten in einen spartanisch eingerichteten Raum. Ein rohgezimmerter Tisch und ein ebenso einfaches Bett stellte neben zwei Stühlen das einzige Mobiliar dar. Das einzige, das an die Zivilisation erinnerte, war die Mikrothek, die eine ganze Wand der Höhe und Breite nach einnahm.

„Setzen Sie sich“, sagte Fyr. Seine Stimme klang nicht mehr so feindselig wie anfangs.

Lokart entschloß sich, den Alten mit dem Sprechen beginnen zu lassen. Nachdenklich betrachtete er Fyr. Dieser hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und die Hände ineinander gefaltet. Sein Blick war ins Leere gerichtet.

„Wie ernst ist es der Regierung damit?“ begann Fyr.

„So ernst, wie es ihr nur sein kann.“

„Aber warum? Können sich diese Idioten denn nicht mehr erinnern, wie es um die Soldaten gestanden hatte, als es noch keine Morph-Kinder gab? Reihenweise wurden sie getötet. In ihren klobigen Druckanzügen konnten sie sich kaum vorwärts bewegen. Und die Spooten waren klug genug, ihre Welten nicht zu verlassen. Sie blieben

bei ihrer Defensivtaktik. Der Mensch aber geht weiter; er forscht, er konstruiert, er steckt sich immer höhere Ziele. Er hat ein Recht auf die Spootenwelten.“ Sein Gesicht war gerötet. Die eine Hand hatte er zur Faust geballt. „Was ist nur in die Leute gefahren? Warum wollen sie ihre einzig wirksame Waffe, die Morph-Kinder, abberufen? Warum, frage ich?“

„In dem Dokument, das ich Ihnen überreichte, steht es“, sagte Lokart ausweichend.

Fyr machte eine wegweisende Handbewegung.

„Ich habe dieses lächerliche Stück Papier nicht fertig gelesen. Was ist also der Grund?“

„Der Krieg mit den Spooten ist zu Ende. Es herrscht Friede.“

„Nein“, flüsterte Fyr und ließ sich ungläubig zurück in seinen Stuhl sinken. „Nein, das kann nicht wahr sein. Ich kann es nicht glauben ...“

„Es tut mir leid für Sie“, sagte Lokart.

„Ihnen tut es leid für mich“, spottete Fyr. „Ihnen sollte es leid tun für die Menschheit! Haben Sie schon vergessen, was uns die Spooten angetan haben? Wie sie die Menschen gefoltert haben?“

„Die Menschen haben die Spooten auch nicht gerade zart angefaßt“, entgegnete Lokart.

„Ja, aber warum? Das müssen Sie schon hinzufügen. Wer hat denn mit den rauen Methoden begonnen?“

„Sie kennen meine Antwort.“

„Die Spooten hätten sich nur zu fügen brauchen, und kein Krieg wäre ausgebrochen!“

„Das ist Ansichtssache. Jedenfalls herrscht jetzt Friede,

und alle Stützpunkte werden geräumt, soweit sie es nicht schon sind.“

„Das sagen Sie so leicht. Sie waren fast noch ein Kind, als der Krieg ausbrach. Und außerdem merke ich an Ihrem Akzent, daß Sie von der Erde stammen. Habe ich recht?“

Lokart nickte.

„Nun, dort ist man ja mit den Kolonien nicht gerade einer Meinung ...“

Lokart hielt es für besser zu schweigen.

„Haben Sie jemanden – der Ihnen viel bedeutet hat – während des Krieges verloren?“

Lokart wußte, was nun kommen würde; er kannte Fyrs Akte auswendig. Er schüttelte den Kopf.

„Das dachte ich mir!“ Fyr runzelte die Stirn, als müsse er scharf nachdenken. „Ich habe jemanden verloren, aber ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Amnesie, wissen Sie. Aber ich glaube, es war meine Frau. Oder nicht? Ich weiß nicht, entweder starb sie beim Blumenpflücken, oder ... Meine Frau liebte Blumen ... und mich. Ja, sie hat mich sehr geliebt.“ Der alte Fyr wischte sich die grauen Strähnen aus der Stirn, faltete die knöchigen Hände. „Sie hat immer gesagt: ‚Wenn ich sterbe, möchte ich viel Blumen auf meinem Grab. Dann macht mir der Tod nichts aus.‘ Das hat sie gesagt.“

Lokart fühlte sich immer unsicherer. Er bewegte sich unruhig. Der Alte machte die ganze schöne Rede über Pflicht und Gehorsam und Toleranz, die er geplant hatte, zunichte.

Etwas Ähnliches mochte Fyrs Frau gesagt haben, dachte Lokart. Aber dieser Wunsch war ihr nicht in Erfüllung gegangen. Sie wurde von den Spooten verschleppt. Und

wahrscheinlich getötet. Aber seine Frau war nicht der einzige Mensch gewesen, der ihm nahegestanden war und den er verloren hatte. Es kamen noch seine vier Söhne dazu, die alle auf demselben Schlachtschiff gedient hatten. Bei einer Raumschlacht waren sie ums Leben gekommen. Damals hatte sich Fyrs Geist, der diese Verluste einfach nicht wahrhaben konnte, in eine andere Welt geflüchtet. Fyr hatte seine Erinnerung verloren – zu einem großen Teil. Aber er schien den Militärs gerade richtig zu sein, um ihm in seinem Zustand das Projekt der Morph-Kinder zu übertragen.

Seither hatte er die dreizehn Kinder seiner Station als die seinen betrachtet. Natürlich lag es Lokart fern, ihm dies ausreden zu wollen. Aber er hatte einen Auftrag.

„Man muß sie alle töten“, sagte Fyr ohne jeden Zusammenhang.

„Niemand wollte dies erreichen, Fyr.“

Aber dieser überhörte ihn. „Friede“, sagte er. „Es ist nicht zu fassen. Und Sie wollen mich und die Kinder zur Erde bringen?“

„Nicht zur Erde. Auf eine Welt, wo sie ärztliche Hilfe haben, wo sie genesen.“

„Was?“ Fyr glühte vor Erregung. „In eine Irrenanstalt?“

„Sie verstehen mich falsch. Die Kinder sollen von ihren Depressionen befreit werden. Man wird dafür sorgen, daß sie ihre geistige Rückständigkeit aufholen. Dies geschieht nur zum Besten der Kinder – und wenn Sie diese lieben, müssen Sie mir recht geben.“

„Und das ist alles?“ fragte Fyr lauernd.

„Natürlich werden auch die Transmitter abgeschaltet!“

Fyr sprang mit einer Behendigkeit auf, die ihm Lokart nie zugetraut hätte.

„Sind die Menschen denn wahnsinnig geworden?“ schrie er. „Friede, bah! Selbstmord, würde ich sagen.“

Lokart erhob sich ebenfalls.

„Sehen Sie doch ...“, versuchte er Fyr zu beschwichtigen.

„Nein!“

Lokart erschrak über die Heftigkeit dieses Ausrufes.

„Sie werden die dreizehn Transmitter nicht abschalten“, sagte Fyr schneidend, und seine Augen flackerten. Lokart trat begütigend auf ihn zu, doch plötzlich hielt der Alte eine Waffe in der Hand.

\*

„Mann“, stieß Lokart hervor, „nehmen Sie doch Vernunft an.“

„Nehmen *Sie* Vernunft an!“ herrschte ihn der Alte an und machte mit der Waffe eine Bewegung. „Gehen Sie vor mir her.“

„Was haben Sie vor?“ Lokart rührte sich nicht vom Fleck.

„Keine Widerrede. Gehen Sie durch diese Tür.“

Fyr meinte es ernst. Lokart sah es an seinem Gesichtsausdruck. Er schien verrückt geworden zu sein. Unwillig öffnete er die Tür, die Mündung der Waffe nicht aus den Augen lassend und betrat den Gang. „Links halten!“ kam Fyrs Befehl.

Sie durchschritten den Gang. Lokart spürte förmlich die Waffe in seinem Rücken. Dann gelangten sie zu einer kleinen, metallenen Tür. Fyr drückte auf einen verborgenen

Knopf; langsam glitt die Tür zur Seite. Durch die so entstandene Öffnung lag der Blick frei auf ein großes Kellergewölbe, in das steinerne Stufen hinabführten. In der Dunkelheit vor ihnen konnte Lokart schwache Lichter auf Instrumententafeln erkennen. Apparaturen bedeckten drei von den vier Wänden. Sie standen vor dem Herzen der Station *Epsilon*.

Lokart warf einen kurzen Blick über die Schulter; dann glitt sein Blick wieder zu Fyr und der Waffe. Wenn er nur näher kommen würde. Vielleicht konnte er ihn dann überlisten. Der Alte aber schien seiner völlig sicher zu sein. Er bedeutete ihm, ohne auch nur einen Schritt nach vorne zu tun, die Treppe hinunter zu steigen.

„Ahnen Sie schon, was ich vorhabe?“ fragte Fyr.

„Sie sind wahnsinnig!“

„Ganz und gar nicht. Ich versuche nur, die Menschheit zu retten. Und Sie werden mich nicht daran hindern. Gehen Sie schon!“

„Sie müssen mich schon erschießen, wenn Sie Ihren Plan durchführen wollen.“

„Dies werde ich nur im äußersten Notfall tun.“

„Sie würden mich tatsächlich töten?“

„Nur unter der erwähnten Voraussetzung. Darum verhalten Sie sich in Ihrem eigenen Interesse still und tun das, was ich Ihnen sage.“ Fyr lächelte. „Oder wollen Sie es darauf ankommen lassen?“

Lokart schüttelte den Kopf. Aber seine Miene war unbewegt. Als konzentrierte er sich auf das Bevorstehende.

Sie erreichten das Ende der Stufen. Lokart blieb stehen.

Die Waffe in der Hand des Alten rückte nicht einen Zentimeter zur Seite. „Los, weiter!“

Lokart betrat einen schmalen, metallenen Steg, der über ein tiefer liegendes Gewölbe führte. Mit der einen Hand sicherte er sich am Geländer. Ihre Schritte klangen hohl und echoten von den Wänden. An der einen Wand flammten Leuchtröhren auf.

Ein Blick geradeaus genügte. Lokart hatte die Vorrichtung sofort erkannt. Man hatte ihm die Stelle beschrieben, an der die Bombe untergebracht war. Aber er ging langsam weiter, als ahne er nichts. Er hoffte noch immer, daß Fyr nicht zum Äußersten gehen würde.

„Halt!“ dröhnte da Fyrs Stimme. Lokarts Hoffnungen schwanden – so klein sie auch gewesen waren.

„Sie haben wohl gehofft“, fuhr der Alte fort, „ich würde die Bombe vergessen?“

Die beiden verharrten vor der stählernen Panzertür.

„Zurück zur Wand“, befahl Fyr. Lokart gehorchte. Über schmale Streben schritt er vorsichtig, um nicht in die Tiefe zu fallen, auf die andere Seite des Kellers.

Der Alte nahm die Waffe in die Linke und machte sich mit der anderen Hand am Kombinationsschloß zu schaffen. Seine Augen blickten abwechselnd auf Lokart, der seine Bewegungen aufmerksam verfolgte und auf das Schloß. Nach einer Weile ertönte ein helles Klicken; Fyr drehte an einigen kleineren Rädern, und die Stahltür sprang auf.

Dahinter lag, glitzernd und gefährlich, die Bombe. Fyr betrachtete sie mit fast zärtlichem Blick. Lokarts Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern. Er bewegte sich nicht.

„Es tut mir leid, mein lieber Freund, aber Sie müssen sich nun umdrehen. Ich muß mich vergewissern, daß Sie

meinen Plan nicht noch im letzten Moment vereiteln. Und knien Sie dabei nieder. Versuchen Sie nicht, mich zu über-rumpeln. Zu leicht könnte dieses Ding da losgehen.“ Fyr machte einen Schritt nach vorne. Er hatte die Waffe wieder in die Rechte genommen. „Ich werde Sie hier einsperren. Machen Sie keine Dummheiten. Hier sind Sie sicher aufgehoben. Und jetzt, lieber Captain Lokart ...“

Fyrs letzte Worte waren gepreßt über seine Lippen gekommen, und Lokart wußte, daß er nun zum Schlag ausholen würde. Er hatte keine Zeit mehr, sich zu wundern, wie so der Alte einen so dummen Fehler machen konnte, sondern warf sich mit angezogenen Beinen zur Seite, auf den Metallsteg. Im nächsten Augenblick spürte er, wie etwas Hartes sein Ohr streifte und dann seine Schulter traf. Schmerzerfüllt preßte er die Lippen aufeinander und ließ sich weiter rollen. Er hatte sich keinen Augenblick zu früh zu Boden geworfen. Sein Kopf dröhnte, aber er verlor nicht das Bewußtsein. Seine Hände verkrampften sich um die metallene Kante, als er Fyrs Schritte über den eisernen Steg klappern hörte. Mühsam richtete sich Lokart auf, die eine Hand gegen die schmerzende Schädelseite gepreßt. Und plötzlich war er hellwach.

„Sie Narr!“ schrie er. „Kommen Sie zurück, Fyr.“

Fyrs Gesicht erschien über der Brüstung, die hinaufführte zum Eingang des Kellers.

„Sie können mich nicht mehr aufhalten“, schrie er, und ein höhnisches Lachen folgte seinen Worten. „Wenn ich schon nicht alle Spooten töten kann, werde ich wenigstens eine ihrer Welten vernichten.“

„Fyr, „bleiben Sie!“

„Warum? Ich habe niemanden mehr. Meine Familie wurde von den Spooten umgebracht, verstehen Sie?“

Lokart hatte sich langsam erhoben. Wie gebannt hing sein Blick auf der kalt glitzernden Oberfläche der Bombe. Fyr hatte sie mit einer Hand umkrampft, während er in der anderen die Waffe hielt. Er war total verrückt. Ihm war jetzt alles zuzutrauen. Lokart würde kein leichtes Spiel haben. Aber es bestand noch eine Chance. Er durfte Fyr nur nicht aus dem Gewölbe lassen. Er mußte ihn hinhalten. Mußte ihn unvorsichtig machen.

„Hören Sie?“ schrie Fyr. „Meine Söhne sind gestorben. – Rühren Sie sich nicht vom Fleck!“

„Aber“, wandte Lokart ein, „Ihre Kinder sind doch im Schlafsaal.“

Fyr hielt den Kopf schief, dann flüsterte er: „Das habe ich bisher auch geglaubt. Aber das stimmt nicht. Ich weiß nicht, wieso, aber ich bin mir plötzlich ganz sicher, daß meine Söhne tot sind.“

Lokart war überrascht. Hatte der alte Fyr seine Erinnerung zurückerlangt? Jetzt müßte er eigentlich, wenn dies stimmte, vernünftig mit ihm reden können. Aber Lokarts Annahme erwies sich schon im nächsten Moment als falsch, denn Fyr sagte mit einemmal: „Die Spooten haben alle meine dreizehn Kinder getötet. Das muß gerächt werden.“ Er nickte nachdrücklich mit dem Kopf. „Ja, das muß gerächt werden.“ Ein irrer Blick glitzerte dabei in seinen grauen Augen. Er schien Lokart gar nicht mehr zu sehen.

Lokart war in Reichweite des Schalters, der die dreizehn Transmitter außer Betrieb setzen würde. Legte er ihn jetzt

um, dann würden die Materiesender nie mehr zu gebrauchen sein.

Der Alte starrte ins Leere.

In diesem Augenblick warf sich Lokart nach vorne. Noch im Fallen ergriff er den Schalter, spürte, wie dieser nachgab und einrastete. Zur gleichen Zeit gellte ein Schuß durch den Keller. Fyr hatte also doch noch abgedrückt. Aber der Schuß hatte Lokart verfehlt. Er lag am Boden, scheinbar verwundet, und als er vorsichtig den Kopf hob, sah er Fyrs Fuß durch die Tür verschwinden.

Der Alte hatte die Waffe fallen lassen; sie lag auf einer der oberen Treppen. In seiner Hast, die Wahnsinnstat durchzuführen, hatte er sogar die Metalltür, die in den Kellerraum führte, offenstehen lassen. Lokart konnte den keuchenden Atem des Alten hören; und seine schweren, stapfenden Schritte entfernten sich.

Er richtete sich auf und wankte mit schmerzendem Kopf ins Freie. Er sah, wie Fyr auf die Transmitter zustolperte. Und dann verfluchte Lokart sich und seine Unachtsamkeit. Obgleich man ihn davon unterrichtet hatte, war ihm nicht rechtzeitig in den Sinn gekommen, daß die dreizehn Transmitter eine Stufenschaltung besaßen. Sie würden also nicht alle zusammen ausgeschaltet werden, sondern einzeln – nacheinander. Der erste Materiesender war schon dunkel. Lokart stürzte einige Schritte nach vorne und schrie: „Kommen Sie zurück, Fyr, ehe es zu spät ist!“

„Verräter!“ brüllte der Alte als Antwort und hob die Bombe hoch.

Lokart, der die Waffe aufgehoben hatte, stand unschlüssig vor dem Haus. Sollte er schießen? Dann würde der Alte

sterben, oder aber gar die Bombe explodieren. Und das hieße, den Stützpunkt, die Kinder, den Alten und sich selbst zu vernichten. Noch als er diesen Gedanken erwog, löste sich ein irres Lachen aus der Kehle des Alten, das erst endete, als er in einem der Transmitter verschwand.

Lokarts Entschluß kam zu spät. Der Schuß explodierte im Transmitterfeld.

\*

Die Morph-Kinder hatten keinen ruhigen Schlaf. Sie benötigten die Ruhe, aber fanden sie nicht. Der böse Mensch irritierte sie.

Und dann, nach welcher Zeitspanne vermochten sie nicht zu sagen, hörten sie die Detonation. Sie schreckten hoch. Sie lauschten. Schritte, Stimmen. Noch eine Detonation und – sie wurden vollends wach.

Fast gleichzeitig rissen sie ihre Atemmasken herunter, warfen die Nährschläuche zur Seite.

Sie sahen einander an, sprachen kein Wort. Ihr Geist war nicht der beste, aber dafür war es ihr Instinkt: sie alle fühlten die Gefahr.

Und dann, aus dreizehn Kehlen, erklang ein Schrei. Ein Schrei, der aus Angst geboren war: „*Vater!*“

Die Kinder sprangen auf und verließen rennend das Schlafzimmer. Beigefarbener Nährbrei quoll aus den heruntergezerrten Schläuchen.

Der zwölfjährige Knabe mit dem Turmschädel erreichte als erster das Freie. Er blieb auf dem staubigen Boden vor dem Haus stehen und heftete seinen Blick auf den bösen

Fremden, der nur wenige Meter von einem Transmitter entfernt stand. Die anderen Kinder drängten nach; ihre Nerven waren zum Zerreißen angespannt. Ihr Inneres befand sich in einem Aufruhr. Die Sorge um Vater Epsilon war übermächtig.

Doch da gebot ihnen der Zwölfjährige mit einer Handbewegung stillzustehen. Er selbst ging mit langsamen Schritten dem Fremden entgegen, der ihn mit unbeweglicher Miene ansah. Aber nur den Kindern konnte er verbergen, was hinter seiner Stirn vorging.

Wie lange würde Fyr brauchen, um die Bombe einzustellen? Um sie an einer geeigneten Stelle zu lagern? Um zurückzukommen?

Zu lange, um zurückzukommen. Zu kurz, um ihn an seinem Vorhaben zu hindern. Es waren nun schon sechs Transmitter dunkel. Nicht lange, und auch die restlichen würden verlöschen.

Langsam begann sich Lokarts Gesicht zu verzerren. Aber nicht wegen des Schmerzes, den er überall am Körper empfand. Der Gedanke an das, was kommen würde, verursachte ihm Übelkeit.

„Wo ist Vater Epsilon?“ Der Zwölfjährige stand nur wenige Schritte von ihm entfernt.

„Bleib, wo du bist“, befahl Lokart. „Es hat keinen Zweck mehr.“

„Eine Drohung?“ Der Zwölfjährige hielt den Kopf schräg.

„Nein“, kam es müde. „Du kannst deinen Vater nicht mehr retten.“

„Was haben Sie ihm getan?“

„Nichts. Er ist durch einen Transmitter in die Spootenwelt übergewechselt. Er kann ihre Atmosphäre nicht lange atmen.“

Der nächste Transmitter wurde dunkel.

„Vater ist ...!“ Plötzlich erfaßte der Knabe Lokarts Worte in ihrer vollen Tragweite. Er warf sich zur Seite und stürmte an Lokart vorbei auf einen noch intakten Materiesender zu.

„Halt!“ wollte ihn Lokart aufhalten. „Du kommst zu spät. Es gibt kein Zurück mehr für dich!“

Zwei weitere Transmitter verblaßten.

Aber der Junge war schon verschwunden.

Lokart übermannte fast die Verzweiflung, als er sah, wie sich die anderen Kinder ebenfalls auf ihn zu bewegten. Ganz unvermittelt hob er die Waffe, die er noch immer in der einen Hand hielt.

„Kommt keinen Schritt näher!“ schrie er. „Ihr kennt die Wirkung dieser Waffe.“ Ihm wurde übel bei dem Gedanken, die Kinder würden auf seine Worte nicht achten. Natürlich würde er nicht schießen. Sie blieben tatsächlich stehen. Doch nicht, um auf demselben Platz zu verweilen, sondern um sich zu formieren. Sie schwärmten aus und näherten sich Lokart in einem Halbkreis.

Zehn Transmitter waren nun schon verlöscht.

„Bleibt, wo ihr seid“, forderte er die Kinder wieder auf. „Seht ihr denn nicht, daß die Materiesender der Reihe nach dunkel werden. Aus der Spootenwelt gibt es kein Zurück.“

Die Kinder kamen näher.

Elf Transmitter waren schon dunkel.

„Er ist ein Spion der Spooten!“ schrien da die Kinder wie aus einem Mund. „*Ein Spion!*“

Der zwölfte Transmitter verlöschte, blickte sie aus totem, leer gähnendem Maul und dunklen, reglosen Skalen an.

„Ihr seid doch schon alt genug“, versuchte es Lokart von neuem, „und daher auch intelligent. Ihr müßt doch bemerkt haben, warum ich hier bin: um euch von dieser schrecklichen Welt wegzubringen, um euch auf einen immergrünen Planeten zu führen. Der Krieg mit den Spooten ist zu Ende.“

„Wir brauchen nicht mehr zu kämpfen?“

Lokart horchte auf. Hier mußte er einhaken.

„Nein, ihr braucht nicht mehr zu kämpfen“, sagte er. „Ihr ...“

Nur noch ein Transmitter leuchtete.

„Er ist ein Spion. Er hat Vater umgebracht!“ schrie Ewika. Mit einer einzigen Drehung ihres Körpers stürzte sie nach vorne, auf den letzten Materiesender zu. Ein kurzes, aber nur momentanes Zögern, und die anderen Kinder stürmten ihr nach.

Lokart brach innerlich auseinander. Mit einem einzigen Blick über seine Schulter erkannte er, daß die Kinder in ihren Tod rannten. Und genau in diesem Augenblick erlebte er die größte Überraschung seines Lebens. Und taumelte ganz unmilitärisch vor Erleichterung.

\*

Der Zwölfjährige kam aus dem Transmitter und zerrte an einem Arm. Die Kinder waren urplötzlich stehengeblieben, wie erstarrt. Dann aber kam Bewegung in ihre Reihen. Mit vereinten Kräften zogen sie Fyr aus dem Materiesender. Dann erfolgte etwas, das Lokart noch mehr in Erstaunen

versetzte, als es dies das unvermittelte Auftauchen des Knaben und Fyrs getan hatte: ein *Spoote* zog an dem anderen Arm des Alten.

Fyr hielt noch immer die Bombe eng umschlungen. Wahrscheinlich hatte er sich vor dem Knaben zur Flucht gewandt. Das Ticken des Zeitzünders vermischte sich mit seinem rasselnden Atem.

Die Kinder umringten Fyr. Lokart bahnte sich einen Weg durch sie und zerrte die Bombe aus der Umklammerung des Alten.

Sein Blick fiel auf das tückische Funkeln des Zeitzünders, und er fühlte, wie seine Hände zu zittern begannen. Was, wenn die Bombe in diesem Augenblick explodierte? Er wagte nicht daran zu denken. Seine ganze Beherrschung aufwendend, zwang er sich, die Hände still zu halten. Die Bombe hatte die Kraft in sich, eine ganze Welt zu zersprengen. Sie war für den äußersten Notfall gedacht. Schnell, ohne einen einzigen Gedanken, entschärfte Lokart die Bombe.

Fyr stammelte etwas. Seine Augen irrten fortwährend über den Spooten, der mitgeholfen hatte, ihn zu retten. Die ersten Lähmerscheinungen entstanden durch die Einwirkung der giftigen Atmosphäre. „Eine Atemmaske!“ schrie Lokart, und zwei Kinder eilten ins Haus.

Als Lokart den Kopf hob, sah er, daß auch der letzte der Transmitter verlöscht war.

Und dann wurde er durch einen unirdischen Schrei hochgerissen. Der *Spoote* wälzte sich am Boden, stieß sich mit den scharfen Krallen durch den Staub auf den Transmitter zu. Aber es war zu spät; er konnte nicht mehr hindurch.

Er erhob sich taumelnd, und seine Flughäute peitschten durch die Luft, so daß der Staub aufwirbelte. Noch einmal löste sich ein Schrei aus seinem spitz zulaufenden Rachen, dann stürzte er zu Boden und blieb bewegungslos liegen – nur eine Handbreit von dem erstarrten Fyr entfernt. Lokart sah mit einem Blick, daß er tot war.

Der Alte stützte sich mit letzter Kraft auf. Seine Hand tastete über den fremden, rauhen Spootenkörper.

„Immer wenn ich etwas gern zu haben beginne, entreißt es mir das Schicksal“, flüsterte er kaum hörbar. Dann richtete sich sein Blick auf Lokart. „Aber meine Kinder leben. Wie froh ich bin ...“ Seine Augen wanderten hinüber zu den Kindern. „Seid nett zu ihm, er meint es gut mit euch. Ich war im Irrtum ...“

Damit senkten sich seine Lider, als wären sie aus Blei.

\*

Lokart saß, mit dem Rücken an die Hauswand gelehnt, auf dem staubigen Boden. Er hatte seine Uniformbluse geöffnet und die Ärmel hochgestülpt. Er dachte nach.

Er hatte viel gelernt in dieser Zeit. Eine ihm bisher unbekannte Kraft durchflutete ihn, gespeist von der Zuversicht, die er aus seiner Erfahrung auf Stützpunkt *Epsilon* gewonnen hatte: Der Mensch ist an sich gut; man muß ihm nur beibringen, an das Gute zu glauben.

Fyr würde leben, das beruhigte Lokart.

Er befand sich gerade in einer Wiege, schlief erschöpft den Schlaf des Gerechten. Seine Lungen atmeten aus der Sauerstoffmaske.

Die kleine Ewika kam aus dem Haus. Ihre langen, dürr-  
ren Arme schlenkerten um ihren Körper.

„Onkel“, rief sie. „Vater ist aufgewacht. Er will dich  
sprechen.“

Lokart erhob sich. Sie nahm ihn bei der Hand und hüpfte  
neben ihm einher. „Er ist so glücklich“, freute sich die  
Achtjährige.

Sie betraten gemeinsam das Haus.

Fyr erwartete ihn schon. Er hatte die Atemmaske abge-  
nommen.

„Hallo“, sagte Lokart. „Ihnen geht es ja schon besser.“

„Ich bin eben nicht unterzukriegen“, lachte Fyr noch et-  
was schwach. „Setzen Sie sich, Captain Lokart.“

„Danke.“

Eine Weile herrschte Stille. Sie sahen einander etwas be-  
treten an. Die Kinder hatten sich unaufgefordert zurückge-  
zogen.

Schließlich sprach Fyr:

„Sie werden die Kinder nun in ein Heim einliefern?“

Lokart zwang sich, sein Schlucken nicht zu zeigen. „Ich  
habe Ihnen schon gesagt ...“

Der Alte winkte ab. So erschöpft er auch noch war, die  
Geste wirkte energisch. „Sie wissen schon, was ich meine.  
Gewiß, ich bin überzeugt, daß sie es gut haben werden. Aber  
das meine ich nicht. – Sie haben doch einigen Einfluß ...?“  
fragte der Alte plötzlich.

„Wenn ich etwas für Sie tun kann – bestimmt. Sie haben  
viele Freunde ...“

„Die haben wohl Mitleid mit mir?“ Es klang wie eine  
Feststellung.

„Nein, Sie mißverstehen mich ...“

„Ach, kommen Sie. Machen Sie mir doch nichts vor. Ich weiß, daß ich verschroben bin. Ich kenne meine Fehler. Nur wollte ich sie bis jetzt nicht einsehen. Aber wir kommen vom Thema ab ...“

Lokart sah den Alten voll an.

„Also?“

„Das Heim ist für die Kinder das Richtige. Sie müssen lernen, selbständig zu werden, auf ihren eigenen Füßen stehen zu können. Was, wenn ich einmal nicht mehr bin?“

Lokart nickte stumm. Was sollte er sagen?

„Ich werde nicht mehr lange leben“, fuhr Fyr fort. „Nein, unterbrechen Sie mich nicht. Ein alter Mann spürt es, wenn die Zeit kommt. Aber einige Jahre wird es schon noch dauern. Sicher so lange, bis die Kinder reif genug sind, um auf die Menschheit losgelassen zu werden.“ Der Alte lachte leise vor sich hin.

„Es sind nette Kinder“, sagte Lokart sanft.

Fyr stützte sich auf die Ellbogen und nickte. „Ja, nette Kinder. Deshalb möchte ich sie auch nicht verlieren.“ Seine Stimme wurde schneller. „Verstehen Sie mich? Ich bin alt und habe nichts anderes als die Kinder. Ich möchte sie nicht verlieren. Ich möchte meinen Lebensabend mit ihnen verbringen. Ich möchte sie auf das spätere Leben vorbereiten.“

Stille. Dann wieder Fyr: „Ich werde ihnen ein guter Lehrmeister sein. Das verspreche ich Ihnen, Captain Lokart.“

Lokart sagte noch immer nichts.

„Können Sie es einrichten ...“

Man hatte den Kindern beigebracht zu töten. Würde nicht der alte Fyr der geeignetste sein, sie davon wieder zu heilen?

Nach einer Pause sagte Lokart:

„Sicher.“ Aber seine Stimme war belegt.

„Ist das keine leere Versprechung?“ Der Alte klammerte sich an Lokarts Arm.

„Nein, es ist kein leeres Versprechen. Es läßt sich bestimmt einrichten. Und wenn ich das ganze Imperium abklappern muß.“ Und als er dies sagte, meinte er es ernst und war überzeugt, daß es das Beste war.

„Danke.“ Fyrs Stimme wurde leiser. Er reichte Lokart die Hand. Die beiden Männer schüttelten einander die Hände. Fyrs Druck war fest.

Der Alte ließ sich zurücksinken.

„Verzeihen Sie“, sagte er, „aber ich bin müde.“

Er schloß die Augen.

„Schlafen Sie.“ Lokart stand behutsam auf. Er drehte sich noch einmal um, dann ging er auf leisen Sohlen hinaus. Hinaus zu den Kindern, die einmal gute Menschen werden würden.

Davon war Lokart überzeugt.

ENDE

Als TERRA-SONDERBAND 82 erscheint:

# **Geheimagentin der Erde**

(SECRET AGENT OF TERRA)

von John Brunner

*Planet Vierzehn* ist eine Welt der Gegensätze – und eine Welt, um deren Besitz ein harter Kampf entbrennt!

Für die kosmischen Flüchtlinge von Zarathustra ist *Planet Vierzehn* die neue Heimat ...

Belfeur sieht in *Planet Vierzehn* nichts anderes als ein zur Ausbeutung geeignetes Objekt ...

Für das Galaktische Korps stellt *Planet Vierzehn* lediglich eine von vielen Routineaufgaben dar ...

Und für Sie, liebe TERRA-Freunde, dürfte dieser neue Sonderband aus der Feder des jungen britischen Erfolgsautors all das bieten, was man von einer echten Space Opera erwarten kann!

Achten Sie daher auf GEHEIMAGENTIN DER ERDE, den neuen TERRA-Sonderband, der in Kürze zum Preis von DM 1,- überall im Zeitschriften- und Bahnhofshandel zu haben ist.